

# KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

BERICHTE MEINUNGEN DOKUMENTE



## INHALT

Markus Bauer

**Die Kommunisten wollten keine Nächsten haben**

Tagung zu Christen unter totalitärer Herrschaft 3

Raluca Nelepcu

**„Wie definie en sich Menschen?“**

Das fragt man am besten an Orten wie Temeswar 8

Ernst Gierlich

**Reminiszenzen an Residenzen**

Tagung zu königlichen und fürstlichen Repräsentativbauten 11

Dieter Göllner

**Der Verlust erst macht sie bewusst**

Heimat und Entwurzelung in einer deutsch-polnischen Ausstellung 13

**Aus der Tiefe der Archive**

Historische Kommission für Schlesien entbirgt Politiker-Nachlässe 15

Norbert Matern

**Wie Kant seine Königsberger Klopse aß**

Essen und Trinken der Deutschen des östlichen Europa in München 17

## BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

Kulturstiftung Westpreußen 19

Zitzewitz (Red.): Karzniczka/Karstnitz (*Elsbeth Vahlefeld*) 19

Böpple (Hg.): Literaturblätter der Deutschen aus Russland 21

Riederer, Kopp (Hg.): Erinnerungen Agnes Miegel (*Bärbel Beutner*) 22

## LITERATUR UND KUNST

**Malen wie zum ersten Mal – immer wieder**

Der Impressionist Ernst Kolbe 24

Susanne Habel

**Natur ist keine bleibende Tatsache**

Gartenbauer wie Peter Joseph Lenné haben sie zur Kunst gestaltet 25

Jörg Bernhard Bilke

**Hat er sich aus der Welt hinaus erzählt?**

Der 200. Geburtstag von Gustav Freytag wurde kaum wahrgenommen 27

**Theater dorthin bringen, wo der Bernstein herkommt**

Forum Baltikum – Dittchenbühne auf Ostseetournee 30

## KK-NOTIZBUCH

31



*In solcher Landschaft kann sogar ein ärmlicher Zaun malerisch als Himmelsleiter interpretiert werden: Ernst Kolbe, Bergwiese vor Ortler*

Bild: siehe Seite 24

## Die Kommunisten wollten keine Nächsten haben

Und geliebt werden schon gar nicht: Christen unter totalitärer Herrschaft als Thema einer kirchengeschichtlichen Tagung

Die Situation der Christen unter totalitärer Herrschaft von 1945 bis ca. 1960 beleuchtete in seiner 53. Arbeitstagung das Institut für Kirchen- und Kulturgeschichte der Deutschen in Ostmittel- und Südosteuropa e. V. in der Bildungs- und Begegnungsstätte Heiligenhof in Bad Kissingen. In den Referaten und bei der Exkursion nach Bamberg ging es um Aspekte der Verfolgung und Benachteiligung von Christen in der Tschechoslowakei, in der Ukraine, in der Sowjetischen Besatzungszone/DDR sowie in Polen. Inklusiv einiger Tagesgäste nahmen gut 40 Fachleute aus Deutschland, Polen, Tschechien, der Slowakei und der Ukraine an der Tagung teil.

Der seit einem Jahr an der Spitze des Instituts stehende Professor Dr. Rainer Bendel freute sich in seiner Begrüßung, neben dem Heiligenhof und der hier angesiedelten Akademie Mitteleuropa auch das Europäi-

sche Netzwerk Erinnerung und Solidarität als Partner gewonnen zu haben.

„Zur Situation der Christen in der SSR“ referierte Dr. Otfried Pustejovsky aus Waakirchen. Die Phase von 1945 bis 1949 war gezeichnet von der Vertreibung der Deutschen – und damit der Beseitigung eines wichtigen Teils des religiösen Lebens –, zugleich auch von der Etablierung der Kommunisten an der Macht, die mit Gesetzen, Medien/Propaganda, Einschüchterung, Verhaftungen, Zwangsarbeit usw. einen intensiven Kampf gegen die Kirchen führten. Der Referent ging auf Gesetze und Verordnungen bzw. Hintergründe (internationaler Charakter v. a. der katholischen Kirche) sowie Maßnahmen der Verfolgung ein. Die Phase von 1949 bis 1956 war laut Pustejovsky von gesetzlichen Verordnungen und „Methoden brutaler Gewaltanwendung“ geprägt, von stalinistischen Formen der



*Christsein ist eine schwere und schöne Arbeit: die Tagungsteilnehmer*

Bild: der Autor

Kirchenverfolgung – auch gegenüber der griechisch-katholischen Kirche: Auflösung von Klöstern, Schließung theologischer Fakultäten, Schauprozesse, Internierung von Bischöfen. Lockerungen und (bis Ende des Prager Frühlings) Entspannung gab es zwischen 1956 und 1968: „Rehabilitation von Personen und Gruppen sowie stillschweigende Duldung der Aufbruchstimmung der katholischen Kirche“, so der Vortragende.

Näher ins Detail ging Dr. Jaroslav Šebek, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Institut der Tschechischen Akademie der Wissenschaften, in seinem Vortrag zu den „Zwei Antlitzen der katholischen Kirche nach dem kommunistischen Machtantritt in der Tschechoslowakei – Widerstand und Anpassung“. Als gravierenden Einschnitt sah auch er die Vertreibung der Deutschen mit ca. 1600 Priestern, wodurch die katholische Kirche erstmals die Erfahrung einer Diasporakirche machen musste. „Die katholische Kirche war nicht auf die neue Situation vorbereitet“, stellte Šebek fest. So gab es unterschiedliche Haltungen bei den tschechischen Bischöfen: Unnachgiebigkeit und ein versöhnliches Herangehen. Eindeutig war aber die Haltung der Bischofskonferenz zur Kommunistischen Partei: deren Legitimität erkannten die Oberhirten nicht an, auch lehnten sie die Einheitswahllisten ab. Doch ab Frühjahr 1949 habe die kommunistische Regierung ihre kirchenfeindliche Strategie gestartet: Teilung der katholischen Kirche, d. h. Trennung der Priester von den Bischöfen, Etablierung einer tschechischen Nationalkirche und einer „Katholischen Aktion“ mit regimetreuen Priestern und Laien. „Die Mehrheit der Priester blieb dem Vatikan treu“, stellte der Referent aber fest. Ab der zweiten Hälfte der 50-er Jahre habe die Kommunistische Partei eine mehrheitlich

atheistische Gesellschaft erreicht, auch wenn ab 1956 das geistliche Leben wieder besser möglich war. Die Priester seien von verschiedenen Erfahrungen geprägt gewesen, was sich auf die Pastoral auswirkte.

Die Situation der „Christen unter totalitärer Herrschaft in der Slowakei“ beleuchtete Dr. Ivan A. Petranský aus Pressburg. Bereits in den ersten Jahren nach 1945 seien die Kirchen und Religionsgemeinschaften bedrängt worden – zum Beispiel durch Nationalisierung der kirchlichen Schulen, Verbot kirchlicher Verbände und Internierung katholischer Bischöfe. Mit der kommunistischen Machtübernahme

**Nach Stalins Tod habe es eine Erleichterung für die Kirchen gegeben, die allerdings ab 1957 wieder in eine Minderung der religiösen Freiheit sowie schärfere Maßnahmen umschlug.**

1948 habe die Verfolgung zugenommen – durch Gesetze und Verordnungen, Inhaftierung von Bischöfen und die Gründung einer regimetreuen Priestervereinigung. Die griechisch-katholische Kirche sei der orthodoxen Kirche einverleibt und vom Staat kontrolliert worden. Andererseits sei aber eine Kirche im Untergrund entstanden. Nach Stalins Tod habe es eine Erleichterung für die Kirchen gegeben, die allerdings ab 1957 wieder in eine Verschärfung und Minderung der religiösen Freiheit sowie schärfere Polizeimaßnahmen und Prozesse umschlug. Erst 1962 kam es wieder zur Abschwächung der Verfolgung.

Den Blick auf die Ukraine richtete die am Institut für Ost- und Südosteuropaforschung Regensburg wirkende Professor Dr. Katrin Boeckh. Sie beschrieb die „Drei Tage, die die Ukraine veränderten. Die Pseudo-Synode von Lemberg vom 8. bis zum 10. März 1946 zur ‚Liquidierung‘ der Griechisch-Katholischen Kirche in Galizien“. Akribisch skizzierte Boeckh die einzelnen Schritte und nannte die Hauptakteure sowie die Verbindung zum NKWD (Volkskommissariat des Innern). Detailliert zeichnete sie die Vorgänge bei

*Wir wissen, dass die Traverse eine statische Notwendigkeit ist. Wir wissen, dass das Christentum manche Klarheit und Kontur vermissen lässt. Wir wissen aber auch, dass all dies erhalten werden muss: Gemäldezyklus aus dem späten 14. und 15. Jahrhundert, restauriert im Kreuzgang der Bischofsburg zu Heilsberg (Lidzbark Warminski)*

Bild: Ernst Gierlich, vgl. Seite 11



der dreitägigen „Pseudo-Synode“ mit den inhaltlichen Aspekten (Loslösung vom Papst bzw. Vatikan, „Bitte“ um Aufnahme in den Schoß der Orthodoxie) nach. Die Referentin stellte aber auch fest, dass die Maßnahme keinen vollen Erfolg hatte, da zu jenem Zeitpunkt 27 Priester den Übertritt zur russisch-orthodoxen Kirche verweigerten, ebenso viele weitere Personen bis in die 70-er Jahre. Dennoch habe die griechisch-katholische Kirche nach dieser „Synode“ nicht mehr wirken können – mit der Folge des Aufbaus einer Katakomben-Kirche mit einem großen Widerstandsnetz.

Über die „Stalinistische ‚Wiedervereinigung der Unierten‘ in der Ukraine: Motive, Modelle, Methoden“ referierte Professor Dr. Oleh Turij, Direktor des Instituts für Kirchengeschichte der Theologischen Akademie der Ukrainischen Griechisch-Katholischen Kirche in Lemberg. Bei der Umsetzung habe es ähnliche Szenarien wie in Galizien, aber auch einige Besonderheiten gegeben. Insgesamt sei es ein längerer Prozess gewesen mit einer aktiven und unmittelbaren Verbindung zur russisch-orthodoxen Kirche – vor allem staatlich gelenkte Maßnahmen und Versuche der Überführung in die russisch-orthodoxe

Kirche. Mit der Angliederung der Karpatenukraine an die Sowjetunion habe diese vollendete Tatsachen geschaffen und im Sommer 1949 die endgültige Liquidierung der ukrainisch-katholischen Kirche in diesem Gebiet proklamiert – auch wenn dies nicht die tatsächliche Vernichtung dieser Kirche bedeutet habe.

Denn diese lebte und wirkte im Untergrund weiter, was Dr. Andriy Mykhaleyko, Dozent für Kirchengeschichte an der Ukrainischen Katholischen Universität in Lemberg, in seinem Vortrag „Untergrundalltag: bischöfliche Sukzession, Priesterausbildung und Seelsorge am Beispiel der Ukrainischen Griechisch-katholische Kirche“ erläuterte. „Die Gläubigen hatten oft keine Kenntnis von ihrem Bischof“, führte Mykhaleyko aus und ging exemplarisch auf die Priesterausbildung und Formen der Seelsorge unter diesen Bedingungen ein. Erst in den 1980-er Jahren sei nach Protesten die Legalisierung wieder eingeleitet und Ende 1989 offiziell vom Sowjetstaat vollzogen worden.

In die sowjetische Besatzungszone bzw. DDR führte der nächste Schwerpunkt. Der seit dem 1. September als Direktor der Katholischen Akademie im Bistum Dresden/

Meißen tätige Thomas Arnold brachte das Thema „Christen zwischen den Fronten. Die Jugendweihe als Ausdruck des Kirche-Staat-Konflikts in der DDR“. Mit der Verschärfung des kirchenpolitischen Kurses der SED 1952/54 sei die Jugendweihe als gezielte Aktion gegen die Kirche eingesetzt worden, auch wenn sie nach außen in keinen direkten Bezug zur SED gebracht werden sollte. Die katholischen Bischöfe lehnten per Hirtenwort die Jugendweihe kategorisch ab, doch gab es unter den Ordinarien keine einheitliche Linie. Arnold schilderte das Auf und Ab der Jugendweihe, den Umgang der christlichen Kirchen damit und die Zusammenhänge mit verschiedenen Kulturen und Milieus.

Inwieweit „Bischof Julius Döpfner im Blick der Staatssicherheit“ war, beleuchtete Professor Dr. Jörg Seiler, Ordinarius für Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit in Erfurt. In Döpfners Berliner Zeit (1957 bis 1961) fiel die Verstärkung der Repression der SED-Kirchenpolitik. Für die viereinhalbjährige Amtszeit in Berlin legte die Stasi 238 Seiten über ihn an. Da Döpfner aber in Westberlin lebte, habe es „wenig Handlungsspielraum für das Ministerium für Staatssicherheit“ gegeben, so Seilers Fazit.

Über das Thema „Leichter Gegenwind im Sturm des Sozialismus: Zum Leben der Christen in der DDR und ihren kirchlichen Möglichkeiten“ referierte Seilers Lehrstuhlvorgänger Professor Dr. Josef Pilvousek. Er stellte den Weg der Kirche als eine „Gratwanderung zwischen Anpassung und Verweigerung“ dar angesichts der 44 Jahre Christenfeindlichkeit und Christenverfolgung durch die DDR.

Thematisch zurück in die Tschechoslowakei ging es bei der Exkursion nach Bamberg, wo im Begegnungszentrum der Ackermann-Gemeinde das Thema „Verfolgte Kirche in Böhmen“ im Mittelpunkt stand. Über die Aktivitäten der Ackermann-Gemeinde Bamberg informierte der Bam-

berger Ortsvorsitzende Franz Kubin. Für ein Gespräch über die rumänisch-orthodoxe Kirche in Bamberg stand zudem der Priester Ionut Paun zur Verfügung, der hier seit drei Jahren tätig ist.

Die Situation in der Volksrepublik Polen stand zum Abschluss auf dem Programm. Dr. Grzegorz Bebnik trug den Beitrag „Der Konflikt zwischen der katholischen Kirche und dem kommunistischen Staat in Oberschlesien in den Jahren 1945 bis 1960“ von Dr. Bernard Linek, dem stellvertretenden Leiter des Schlesischen Instituts in Opatowitz vor. Diese Phase sei von vielen Prüfungen für die Hierarchie, die Priester und Gläubigen (Erschießungen sowie Vergewaltigungen und Morde an Nonnen) gekennzeichnet gewesen, dazu die Polonisierung durch die Aussiedlung und den Austausch von Ordensleuten und Geistlichen – und schon in der Anfangsphase auch in der Liturgie, bei religiösen Bräuchen und der nationalen Theologie bis hin zu den Schriften. So sollte die Übereinstimmung der polnischen katholischen Kirche und des polnischen Staates erreicht werden, wobei auch evangelische Kirchen übernommen wurden.

Herausragende oberschlesische Priester wurden ausgesiedelt, 1948 kam es – nach der Machtübernahme durch die Kommunisten – zur Verbannung des Religionsunterrichtes aus der Schule und der Kreuzfahnen aus den Schulräumen. Ende 1949 entstand die Bewegung der „Patriotenpriester“. Auch wenn es ab 1956 kleinere Erleichterungen gab, sei nur ein Teil der Bischöfe und Priester in ihre Heimatorte zurückgekehrt.

Mit der „Situation der Ukrainer in Ermland und Masuren nach ihrer Umsiedlung in dieses Gebiet im Jahre 1947“ befasste sich Professor Dr. Andrzej Kopiczko von der Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften der Universität Ermland-Masuren in Allenstein. Als Ausgangspunkt nannte er die 1947 durchgeführte Aktion „Weichsel“, die Umsiedlung der ukrainischen Bevölkerung aus Südostpolen in

die West- und Nordgebiete Polens. „Nach Ermland und Masuren wurden damals 55 448 Menschen ausgesiedelt“, so Kopiczko. Er verwies auf diverse Benachteiligungen und Einschränkungen: Verwüstung in der Landwirtschaft, Einschränkung sozialer und kultureller Aktivitäten, Entzug des eigenen religiösen Ritus, soziale Isolation. Zudem seien sie unter ständiger Aufsicht des Amtes für Sicherheit gewesen und ausspioniert worden – bis hin zu Massenfestnahmen und -inhaftierungen im Jahr 1948. Weitgehend verboten sei im neuen Siedlungsgebiet auch die Seelsorge nach griechisch-katholischem Ritus gewesen, trotz Niederlassung einiger Priester dieser Konfession. Erst 1952 sei der griechisch-katholische Ritus langsam wieder erlaubt worden. Kopiczko sprach für die erste Phase von einem „Anpassungsversuch“ und danach von einer „Hervorhebung der eigenen Identität“ gegenüber der römisch-katholischen Kirche. Eine vollständige Reaktivierung der eigenen pastoralen Arbeit war erst nach dem Oktobertauwetter im Jahr 1956 möglich.

Den Abschluss des Vortragsreigens bildete das Referat von Dr. Grzegorz Bebnik vom Polnischen Institut für nationales Gedenken, Filiale Kattowitz, zum Thema „Evangelische Kirchen in (Volks)Polen, unter besonderer Berücksichtigung von Oberschlesien“. Er legte die konfessionelle Situation bzw. die der Volksgruppen in der zweiten polnischen Republik dar mit evangelischen Gläubigen der augsburgisch-lutheranischen, der reformatorisch-calvinistischen und (nach 1945) der methodistischen Richtung. In Oberschlesien war die lutheranische Konfession vertreten, aber auch eine evangelisch-unierte Kirche. „Am Ende des Zweiten Weltkrieges war bei den ober-schlesischen Evangelischen eine Wende, die Mehrheit war gezwungen, ihre angestammte Region zu verlassen. Die neue Staatsmacht war nicht an einer Vielfalt der evangelischen Kirche interessiert“, schilderte Bebnik. Qua

Gesetz vom 4. Juli 1947 seien die Gläubigen aller evangelischen Kirchen in die Obhut der augsburgisch-lutheranischen Kirche gesetzt worden, die seit Anfang 1945 als polnisch-evangelische Kirche firmierte. Nach der Neueinteilung der Diözesen (Kattowitz, Teschen) habe es im April 1950 die erste Wahl der „Senioren“ (Bischöfe) und deren Vertreter gegeben. Vor allem in der Diözese Kattowitz sei durch die Aussiedlung nach Deutschland die Zahl der Gläubigen in fast allen Gemeinden gesunken, während im Teschener Raum der Protestantismus als polnischer Glaube und der Katholizismus als deutsch angesehen wurde. Die neuen Machthaber wiederum sahen meist den evangelischen Glauben als deutsch an. Vor diesem Hintergrund wurden unmittelbar nach dem Krieg nicht selten altehrwürdige evangelische Gotteshäuser der katholischen Kirche übergeben. „Die Evangelischen waren immer verstreuter, eine Diasporakirche im Nachkriegspolen. Polen war in konfessioneller Hinsicht fast einheitlich römisch-katholisch“, so der Referent. Lediglich im Teschener Schlesien sind bis heute Angehörige des evangelischen Glaubens verwurzelt. Mit der kommunistischen Machtübernahme wurde auch die lutherische Kirche in Polen bedrängt, wenn auch nicht so massiv wie die römisch-katholische. Doch die vielen und regen Kontakte auch dieser Kirche in den Westen (vor allem nach Deutschland) veranlasste die Sicherheitsdienste, ihre operative Kontrolle zu verschärfen. Aber auch die „Eigenart der protestantischen Lehre, den Staat als Stütze für die Religion zu sehen“, habe vielfach zu Kooperation und Zusammenarbeit geführt – „der weltliche Faktor hat Oberhand über den geistlichen Faktor gewonnen“.

Die 54. Arbeitstagung im kommenden Jahr wird voraussichtlich das diesjährige Thema mit dem Hauptaugenmerk auf die Staaten Südosteuropas aufgreifen und vertiefen.

*Markus Bauer (KK)*

## „Wie definie en sich die Menschen?“

Das weiß man nicht, darum fragt man danach, am besten an Orten wie Temeswar im rumänischen Banat

Soziologen, Anthropologen, Historiker, Schriftsteller, Politiker und Zeitzeugen haben sich Ende August in Temeswar eingefunden, um das Thema „Banat“ in den Blick zu nehmen. Während der zweitägigen Konferenz, zu der die Berliner Deutsche Gesellschaft e. V. eingeladen hatte, fanden Vorträge, Podiumsdiskussionen und Ausstellungsbesichtigungen statt. „Wandel“, „Erinnerung“ und „Identität“ waren die drei Kernthemen, die die Referenten dem Publikum näherbrachten. Die Konferenz wurde mit Unterstützung der Konrad-Adenauer-Stiftung, des Demokratischen Forums der Deutschen in Rumänien und des Regionalforums Banat sowie der bundesdeutschen Landsmannschaft der Banater Schwaben im Karl-Singer-Saal des Adam-Müller-Guttenbrunn-Hauses veranstaltet.

„Wir wollten unbedingt einen Blick auf das Banat richten und versuchen, auf mehrere Fragen Antworten zu finden. Welche Identitäten bestehen, wie definie en sich die Menschen in einer multiethnischen Gesellschaft, wie gehen sie mit ihrer Vergangenheit um und wie meistern sie die Gegenwart“, sagte Dr. Andreas H. Apelt, der Bevollmächtigte des Vorstandes der Deutschen Gesellschaft e. V. mit Sitz in Berlin. Nicht von ungefähr wurde Temeswar als Austragungsort für die Tagung gewählt. Heuer werden 300 Jahre begangen, seitdem das Banat durch die Habsburger von der osmanischen Herrschaft befreit und anschließend von Deutschen besiedelt wurde. Nicht nur das Banat, sondern auch die Banater Schwaben standen im Mittelpunkt der Gespräche in Temeswar.

„Der weit gespannte zeitliche und geographische Bogen vom historischen Banat des 18. Jahrhunderts bis in die Gegenwart erzählt offensichtlich eine Geschichte.

Mir geht es in meinem Vortrag darum, die diese Geschichte maßgeblich strukturierenden und kennzeichnenden Elemente herauszuarbeiten. Drei Faktoren haben die Identität der Banater Schwaben im Laufe der Jahrhunderte bestimmt: Migration, Grenzziehung und Krieg“, sagte der aus Hermannstadt stammende Historiker Dr. Matthias Beer, Geschäftsführer des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde in Tübingen.

Der Banater Soziologe Professor Dr. Anton Sterbling, Mitbegründer der Aktionsgruppe Banat, sprach über das Banat „zwischen Realität und Mythos“. „Unsere Erinnerung funktioniert in einem mehrschichtigen Zusammenhang. Wir verknüpfen Realitäten oder das, was wir dafür halten, auch mit anderen Elementen, die den Mythos auszeichnen, unter anderem einer Ursprungserklärung von Zusammenhängen, einer symbolischen Erweiterung und Erhöhung des Realen und einer emotionalen Grundierung dieser Wissenszusammenhänge. Das versuchte ich einerseits als eine Grundform der kollektiven Erinnerung darzustellen und andererseits – was ich ‚Dekonstruktion‘ nannte – die historisch nachgewiesenen Elemente von dem zu trennen, was der Sinnprojektion und der Ausdeutung angehört“, erklärte Professor Sterbling, der auch feststellte, dass jede der im Banat lebenden Ethnien ihren eigenen „Mythos Banat“ habe.

Über das religiöse Erbe der Banater Schwaben und der Berglanddeutschen referierte Claudiu Calin, der für die Konferenzteilnehmer auch eine Führung durch die Ausstellungen „Kathedrale Sankt Georg zu Temeswar: 280 Jahre 1736–2016“ im Hohen Dom sowie „Die Anfänge einer europäischen Stadt“ in der Theresien-Bastei



*Das deutsche  
Temeswar strahlte  
einst in spätba-  
rockem Glanz,  
ein Abglanz des  
Letzteren ist ge-  
blieben, von den  
Deutschen nur  
wenige: Domplatz*

Bilder: Stadt Temeswar



bot. „Ich wollte die Hörer darauf aufmerksam machen, dass es ein religiöses Erbe für uns alle gibt, dass unsere Vorfahren mit ihrem Glauben ins Banat gekommen sind und diesen Glauben hier gelebt und entwickelt haben. Im Laufe der Jahrhunderte haben die Katholiken ihre Präsenz im Banat sichtbar gemacht – unter anderem durch die vielen Sakralbauten, die es überall im Banat gibt“, sagte Claudiu Calin, Archivar der Römisch-Katholischen Diözese in Temeswar.

Um den deutschen Unterricht in Rumänien ging es in dem Vortrag von Dr. Cristina Bojan aus Klausenburg. Zur deutschen Schule im Banat am Beispiel Nitzkydorf, dem Geburtsort von Nobelpreisträgerin Herta Müller, referierte Tiberiu Buhna-Dariciuc, Lehrer und Autor der Monografie der Nitzkydorfer Schule. In Temeswar zugegen war auch der Intendant des Deutschen Staatstheaters Temeswar (DSTT) und aktuell Staatssekretär im rumänischen Kulturministerium, Lucian Varsandan, der einen Vortrag über das DSTT hielt.

Der Höhepunkt des ersten Abends war die Lesung der Banater Autoren Balthasar Waitz und Horst Samson. Balthasar Waitz las aus seinem unveröffentlichten Roman

„Das rote Akkordeon“, auch einige Gedichte, alle Texte angepasst an die historischen Etappen des umfassenderen Banat-Themas und an die spezielle Problematik der banatschwäbischen Dorfwelt. Der Lyriker Horst Samson erwies sich erneut als ein Banater deutscher Autor von Format. Die präsentierten Auszüge aus seinem Lyrikband „La Victoire“ führten durch die neuere rumäniendeutsche Geschichte, von der Ceausescu-Epoche bis zur Auswanderung der Banater Schwaben.

Einer der Zeitzeugen, die im Rahmen der Konferenz zu Wort kamen, war Ignaz Bernhard Fischer, Vorsitzender des Vereins der ehemaligen Russlanddeportierten. Der fast 90-Jährige erzählte auf seine humorvolle Art über sein Leben im Banat, angefangen von der Kindheit in Bakowa über die Schulzeit in Temeswar bis hin zur Verschleppung in die Sowjetunion. Von Professor Dr. Smaranda Vultur, die an der Temeswarer West-Universität unterrichtet, erfuhren die Konferenzteilnehmer mehr zum Thema „Trauma und Identität bei den Banater Schwaben“.

Die Podiumsdiskussionen zwischendurch moderierten Robert Schwarz von der Deutschen Welle und Christel Ungar-Topescu

vom rumänischen Fernsehsender TVR.

An der Konferenz teilgenommen hat auch Peter-Dietmar Leber, der Vorsitzende der Landsmannschaft der Banater Schwaben aus Deutschland. „Es war eine sehr interessante Tagung mit sehr guten Referaten. Das Interessante für mich war, dass man sich diesem Thema unterschiedlich genähert hat. Wir hatten Historiker, Soziologen, Kulturanthropologen und Zeitzeugen, die über ihr Leben berichteten. Die einzige Konstante war ein immerwährender Neuanfang. Wenn man die Verwerfungen der Zeit Revue passieren lässt, so hat sich gezeigt, dass es immer wieder Neuanfänge gegeben hat“, sagte Leber. Auch heute stehe die deutsche Minderheit vor einem Neuanfang. „Was die Banater Schwaben angeht, so haben auch wir eine neue Trägergruppe. Diesbezüglich ist nicht die Herkunft bestimmend, sondern das Interesse für das Thema“, fügte Leber hinzu. Auch Johann Fernbach, der Vorsitzende des Demokratischen Forums der Deutschen im Banat, hatte in seiner Eröffnungsrede über den Identitätsneustart der Deutschen in Rumänien gesprochen und diesbezüglich die Rolle der Jugendlichen hervorgehoben.



Flair: konstant kaiserlich-königlich: Opernplatz

„Wir sind zwar als Gruppe kleiner geworden, aber das Interesse für das Banat ist immer noch ganz bewusst da. Heimatortsgemeinschaften suchen gezielt nach historischen Daten, damit sie einen Anlass finden, um ins Banat zu kommen – eine Situation, die wir vor 20, 25 Jahren nicht hatten. Das Banat ist Teil ihrer Identität“, sagte Peter-Dietmar Leber, der vor allem den Austausch bei der Konferenz als sehr wichtig empfand.

Hartmut Koschyk MdB, der Beauftragte der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten und stellvertretende Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft e. V., war ebenfalls rege an der Konferenz beteiligt. „Mich hat vor allem die intensive Befassung der Wissenschaftler aus Rumänien mit dem Banat beeindruckt. Interessant war auch die Frage, ob sich heute – egal, ob ich deutscher, ungarischer, serbischer oder kroatischer Herkunft bin, ob ich katholisch, orthodox oder Protestant bin – nicht doch, aufgrund dieser Geschichte der Multiethnizität und -religiosität, so etwas wie ein gemeinsames Banater Bewusstsein herausbildet, wobei jeder seine Teilidentität hat“, sagte Koschyk. „Es hat sich auch jetzt gezeigt, dass wir in einer Zeit leben, wo die Menschen nach Wurzeln und Ankerpunkten suchen“, fügte er hinzu.

Allgemein empfanden die Konferenzteilnehmer die Gespräche als sehr fruchtbar. „Das Feedback war äußerst positiv, das Thema hat vor Ort großes Interesse gefunden. Das ist ein Ansporn für uns, zu überlegen, was für Akzente wir für die Zukunft setzen könnten, was künftige Konferenzen betrifft. Themen wie Heimat, Identität, Weggehen, Wiederkommen sind im Grunde europäische Themen“, sagte Dr. Andreas H. Apelt von der Deutschen Gesellschaft. Die Tagung klang in der Theresien-Bastei mit der Besichtigung der Ausstellung zum 300-jährigen Jubiläum der Befreiung Temeswars von der Osmanenherrschaft aus.

Raluca Nelepcu (KK)

## Reminiszenzen an Residenzen

Baugeschichtliche Tagung der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen zu königlichen und fürstlichen Repräsentativbauten

Seit vielen Jahren sind die spätmittelalterlichen Residenzbauten Europas Gegenstand intensiver Forschung, besonders solcher der Architekturhistoriker, und damit vor allem von Untersuchungen ihrer Bauform. Gleichwohl bleiben dabei viele Aspekte der Bauten unbestimmt, gilt es in mancher Hinsicht, das wahre Gesicht der königlichen und fürstlichen Residenzen noch zu entdecken. Diese sprechen uns an als Zentren intensiver, bunter Lebensformen, reguliert durch strenge Etikette. Ihre Raumgestalt kann als wesentlicher Rahmen der höfischen Kultur des Spätmittelalters gesehen werden, als Ort der Repräsentation, gleichsam als „Spiegel der Fürstenmacht“, der hoheitlichen Ambitionen.

Nicht zuletzt gilt dies für die Residenzen des östlichen Europa, also etwa der dortigen königlichen Palastanlagen sowie der Burgen weltlicher und geistlicher Fürsten, viele von ihnen in den historischen deutschen Ost- und Siedlungsgebieten gelegen. Neue Erkenntnisse zu der Entwicklung und Funktion dieser Bauten vorzustellen sowie das Beziehungsgeflecht der Residenzen untereinander und mit anderen Machtzentren in Europa aufzuzeigen war Intention der internationalen Fachtagung, welche die Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, Bonn, gemeinsam mit dem Deutsch-Polnischen Forschungsinstitut am Collegium Polonicum (Ślubice/ Frankfurt an der Oder Ost) sowie dem Museum für Ermland und Masuren (Allenstein/ Olsztyn) in der Bischofsburg zu Heilsberg (Lidzbark Warminski) durchführte.

Die erst jüngst wohlrestaurierte Heilsber-

ger Burg, bis heute Sitz des Bischofs von Ermland, bot den perfekten Rahmen für die Zusammenkunft, kann sie doch selbst als vielleicht besterhaltenes Exemplar einer spätmittelalterlichen geistlichen Fürstenresidenz des Raumes gelten.

Das Symposium fungierte als Begleitveranstaltung zu der zeitgleich an diesem Ort in ihrer polnischsprachigen Fassung präsentierten, neuen Perspektiven der Forschung zur Backsteinarchitektur im Ostseeraum gewidmeten Ausstellung der Kulturstiftung. In der Tat ergänzten Ausstellung und Tagung einander in ihrer Thematik aufs Treffliche, handelt es sich bei der Heilsberger Burg doch um eine auch in der Ausstellung präsentierte Backsteinanlage.

Auf dem Programm stand daher nicht zuletzt die Burg selbst. Die erwähnte Restaurierung der Anlage hatte es ermöglicht, die mittelalterlichen Gemälde an den Wänden des doppelgeschossigen Kreuzgangs freizulegen und zu untersuchen, hierbei nur in Resten Erkennbares digital zu rekonstruieren. Über den so wiedergewonnenen, in seiner Art einmaligen Gemäldezyklus aus dem späten 14. und 15. Jahrhundert mit christologischer und mariologischer Thematik informierte sein Restaurator Ryszard Zankowski aus Thorn/Torun.

Gleichzeitige bauhistorische Untersuchungen hatten vertiefte Erkenntnisse zur Chronologie der gesamten Anlage, zu deren funktionellen und formalen Umwandlungen erbracht, die Dr. Wojciech Wótkowski (Warschau/Warszawa) den Tagungsteilnehmern präsentierte. Dass er

**Neue Erkenntnisse sowie das Beziehungsgeflecht der Residenzen untereinander aufzuzeigen war Intention der internationalen Fachtagung in Heilsberg (Lidzbark Warminski).**



*Hochherrschaftlich, aber auch -geistlich: die Heilsberger Burg, Sitz des Bischofs von Ermland*

Bild: der Autor

hierbei manch bislang als gesichert geltende Auffassung in Frage stellte, war, wie dies einem wissenschaftlichen Symposium angemessen ist, im Anschluss Gegenstand einer fruchtbaren fachlichen Diskussion.

Der Wawel, die Residenz der polnischen Könige zu Krakau, war Thema zweier weiterer Beiträge von Dr. Tomasz Ratajczak (Posen/Poznan) und von Professor Dr. Tomasz Torbus (Danzig/Gdansk – Breslau/Wrocław). Wie der Wawel entwickelte sich auch die Residenz des böhmischen Königs und römisch-deutschen Kaisers Karl IV. auf der Prager Burg von bescheidenen Anfängen zu einer repräsentativen, weltliche und sakrale Aspekte der Königsherrschaft repräsentierenden Anlage, was im Referat von Architekt Petr Chotebor (Prag/Praha) deutlich wurde.

Weitere Residenzen Karls IV. stellte Dr. Richard Nemeč (Bern) vor und machte dabei

die diesen innewohnende Strategie der Sichtbarmachung königlicher bzw. fürstlicher Macht deutlich. Es führte dies zu der Diskussion darüber, was überhaupt unter dem – erst in der Neuzeit geprägten – Begriff der „Residenz“ zu verstehen sei, ob es hierbei mehr auf die tatsächlich ausgeübten landesherrlichen Funktionen oder auf die architektonische Vergegenwärtigung des Herrschers auch bei dessen Abwesenheit ankomme, eine Frage, die sich in gleicher Weise bei den im Anschluss von Dr. István Feld (Budapest) mit zahlreichen Beispielen vorgeführten Residenzen des Königreiches Ungarn, ebenfalls aus dem 14. Jahrhundert, stellte.

Hilfreich war in diesem Zusammenhang, dass Professor Dr. Gottfried Kerscher (Trier) den Blick auf die wohl prominenteste spätmittelalterliche Herrscherresidenz Westeuropas lenkte, den Papstpalast von Avignon.

Die dortige Erfindung des Appartements, also einer dem höfischen Zeremoniell korrespondierenden Raumfolge, hat die europäische Palastarchitektur wesentlich geprägt. Das Appartement konnte bald als Kennzeichen des herrscherlichen Status seines Bewohners gelten.

Auf die Marienburg, den Sitz des Hochmeisters des Deutschen Ordens an der Nogat, der hinsichtlich Größe und architektonischem Rang dem Papstpalast vergleichbar ist, bezogen sich die beiden letzten Referate der Tagung. Professor Dr. Christofer Herrmann ergründete anhand von baulichen Befunden und schriftlicher Überlieferung die funktionale Struktur des dortigen Hochmeisterpalastes. Dr. Kazimierz Poszpieszny wies auf Beziehungen zwischen der Architektur dieses und anderer Teile der Marienburg und westeuropäischer Palastarchitektur hin, etwa auf die Schlosskirche als ein der Sainte-Chapelle in Paris vergleichbares Gehäuse für einen exzeptionellen, das Selbstverständnis ihrer

Erbauer versinnbildlichenden Reliquienschatz.

Den Abschluss der Tagung bildete eine Exkursion nach Allenstein/Olsztyn mit Besuch der dortigen Ordensburg.

Die Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen organisiert seit 1990 in Deutschland und in Polen Fachtagungen, auf denen Kunsthistoriker und Bauforscher aus diesen und weiteren Ländern ihre Forschungsergebnisse vorstellen. Es gilt, auf diese Weise verstärkt ins Bewusstsein zu heben, dass es sich bei dem östlichen Mitteleuropa um eine reiche und vielgestaltige, über lange Jahrhunderte in gegenseitigem Nehmen und Geben der hier lebenden Menschen gewachsene und große Gemeinsamkeiten aufweisende Kulturlandschaft handelt, eine Landschaft, die erst durch die willkürlichen nationalen Grenzen der Neuzeit zerschnitten wurde, Grenzen, die es im europäischen Geist zu überwinden gilt.

*Ernst Gierlich (KK)*

## **Der Verlust erst macht sie bewusst**

Heimat und Entwurzelung als Thema einer deutsch-polnischen Ausstellung im Haus Schlesien Königswinter

Aspekte des Umgangs mit Entwurzelung und Heimatverlust am Beispiel Schlesiens stehen im Mittelpunkt der neuen Sonderausstellung mit dem Titel „Zu Hause und doch fremd“ im Haus Schlesien von Königswinter. Die deutsch-polnische Präsentation ist ein gemeinsam mit vier polnischen Partnermuseen aus Neisse, Bunzlau, Neumarkt und Grünberg – Muzeum Powiatowe w Nysie, Muzeum Ceramiki w Bolesławcu, Muzeum Ziemi Lubuskiej w Zielonej Górze und Muzeum Regionalne w Srodzie Slaskiej – erarbeitetes Projekt.

Es verfolgt die Absicht, in Deutschland bzw. Polen die Sichtweise der jeweils anderen

Nation zu verdeutlichen und somit zur gegenseitigen Verständigung beizutragen.

Der Hintergrund für die Ausstellung liegt in der Vergangenheit: Vor rund 70 Jahren wurden Millionen von Deutschen durch die Potsdamer Beschlüsse gezwungen, ihre Heimat in den deutschen Ostgebieten zu verlassen. Sie wurden aus ihren Häusern und Dörfern vertrieben und kamen ohne Hab und Gut in eine ihnen völlig fremde Umgebung. Dort wurden sie häufig widerwillig aufgenommen. Für die Vertriebenen wie auch für die Einheimischen war dies eine schwierige Situation. In die von den Deutschen verlassenen Regionen wie-

derum kamen vertriebene Polen aus den Ostgebieten, polnische Heimkehrer aus Kriegsgefangenschaft und Zwangsarbeit oder Siedler aus Zentralpolen. Es war eine heterogene Gruppe, jeder hatte andere Erwartungen. Heimatverlust und Entwurzelung haben bei den Betroffenen beider Nationen wie auch ihren Nachkommen Spuren hinterlassen, die u. a. in der Präsentation thematisiert werden.

Die Kuratorin Silke Findeisen verweist darauf, dass es sich eigentlich um eine Fortsetzung der Ausstellung „Der Weg ins Ungewisse – Vertreibung aus und nach Schlesien 1945–1947“ handelt, die bis Anfang dieses Jahres im Haus Schlesien zu sehen war.

In Vorbereitung der neuen Präsentation hat Silke Findeisen mit mehreren Vertriebenen und deren Nachfahren gesprochen und festgestellt, dass es vielen auch heute noch schwer fällt, mit dem Verlust der Hei-

mat zu leben. Unterschiedliche Formen der Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit und den Erinnerungen an Flucht und Vertreibung werden in der Ausstellung dargestellt. Manche verdrängten die Erlebnisse, andere versuchten, sie lebendig zu halten und die Traditionen zu pflegen. Auch die Kontakte zum ehemaligen Heimatort sind teils sehr rege, teils gar nicht vorhanden.

Anhand von zahlreichen Dokumenten, Aufzeichnungen, Erlebnisberichten und persönlichen Erinnerungstücken der betroffenen Deutschen und Polen wird der Umgang mit Entwurzelung und Heimatverlust am Beispiel Schlesiens beleuchtet. Auch die Sicht und Reaktion der aufnehmenden Bevölkerung in Westdeutschland auf die Ankunft der Flüchtlinge findet Erwähnung. Nicht zuletzt werden die Auswirkungen auf die Nachkommen der Betroffenen und ihre Beziehung zur alten Heimat der Vorfahren und zur Thematik der Vertreibung präsentiert.

Bei einem Rundgang durch die Ausstellung sind auf informativen zweisprachigen Bannern Texte und Ausschnitte aus Zeitzeugenberichten zu lesen, die das Kernthema vertiefen. Eine Sammlung von Zitaten neueren und älteren Datums von Menschen aus Polen und aus Deutschland ist in Vitrinen und in einem kleinen Kästchen einzusehen.

Mitten im Raum stehen Bauernmöbel, die nach der Auflösung der Riesengebirgs-Heimatstube in Hohenlimburg an Haus Schlesien übergeben wurden. Ein weiteres höchst eigenartiges Exponat ist eine mit Holzwolle gefüllte und mit Stoff ausgelegte Kochkiste, wie sie übrigens zu einem der wichtigsten Gegenstände der Vertriebenen zählte. Hinzu kommen Bunzlauer Keramik-Erzeugnisse aus der Kunsttöpferei der Familie Peltner in Hör-Grenzhausen sowie eine Kindertracht aus der Schlesi-schen Spinnstube Münster. Letztere ist ein Beleg dafür, dass Elemente der mitgebrachten Tradition mit Details des hiesigen



*„Trautes Heim, Glück allein.“ Als dieser Spruch geprägt wurde, war „traut“ das Gegenteil von „öffentlich“ – noch*

Bilder: der Autor

*Ein schwergewichtiges  
Zeugnis verfloßener  
schlesischer Unbe-  
schwertheit auch in  
der Brauchtumpflege:  
Waldenburger Schüt-  
zenkette von 1898*



Brauchtums kombiniert wurden. So zeugen auch zwei Spruchsteller mit Inschriften in schlesischer Mundart und in Plattdeutsch vom Ineinandergreifen der Heimaten. Als beeindruckendes Zeitdokument gilt der Briefnachlass des Pfarrers Alfred Schulz, in dem Menschen über ihre Sorgen und Nöte berichten.

Die Sonderausstellung ist im Haus Schlesien bis zum 19. März 2016 zu besichtigen. Zum Rahmenprogramm gehören öffentli-

che Führungen u. a. unter dem Motto „Erfolgreicher Neubeginn?“, „Aber Flüchtling bleibt man doch“ und „Meine Heimat – deine Heimat“ sowie ein Vortragsprogramm. Am 19. November findet eine Fachtagung zum Umgang mit der Entwurzelung statt, die Haus Schlesien in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule Siebengebirge und dem Katholischen Bildungswerk Rhein-Sieg organisiert.

*Dieter Göllner (KK)*

## **Aus der Tiefe der Archive**

Historische Kommission für Schlesien entbirgt Nachlässe von Politikern

Eine der renommierten Institutionen, die sich in Deutschland mit der Kultur und Geschichte des östlichen Mitteleuropa beschäftigen, ist die Historische Kommission (HiKo) für Schlesien. Bei ihrer jüngsten Jahrestagung ging es vorrangig um das Thema „Nachlässe schlesischer Politiker in Westdeutschland“. Die zweitägige Veranstaltung fand im Haus Schlesien Königswinter-Heisterbacherrott und in der Konrad-Adenauer-Stiftung Sankt Augustin statt.

Gegründet worden ist die Historische Kommission für Schlesien im Spätherbst

1921 in Breslau. Mit Blick auf die spezifisch deutschen Wissenschaftstraditionen besitzt die Einrichtung eine wichtige „Scharnierfunktion“ zwischen der unverändert starken Osteuropäischen Geschichte mit ihrer weitgehenden Beschränkung auf die ostslawische Geschichte und der noch immer auf die eigenen Nationalgeschichten des westlichen Europa konzentrierten Allgemeingeschichte.

Der Vorsitzende der Historischen Kommission, Professor Dr. Joachim Bahlcke aus Stuttgart, und Dr. Guido Hitze aus Düsseldorf führten in das diesjährige



*Eloquentier als Nachlässe sind deren Erforscher: Professor Dr. Joachim Bahlcke, der Vorsitzende der Historischen Kommission für Schlesien*

Bilder: Dieter Göllner

Tagungsthema ein. Dr. Hitze sprach über die Nachlässe in unterschiedlicher Form, die es im Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn gibt. Das Archiv umfasst sowohl Nachlässe von gebürtigen Schlesiern wie Ferdinand Lassalle, Paul Löbe und Ida Wolff als auch von Politikern, die nicht in Schlesien geboren wurden, dort jedoch zeitweise gewirkt haben. Beispiele dafür sind Otto Hörsing als Reichskommissar für Oberschlesien 1919/20 oder Karl Okonsky, der von 1919 bis 1927 als Redakteur der oberschlesischen Zeitung „Volkswille“ und der „Kattowitzer Zeitung“ tätig war. Ähnliches gilt für das Bundesarchiv, wo sich ein Teilnachlass des Reichstagsabgeordneten Hans Graf Praschma und der Nachlass des späteren Regierungssprechers in Nordrhein-Westfalen, Johannes Maier-Hultschin, befinden

In einem Vortrag stellte Nicola Remig, Leiterin des Dokumentations- und Informationszentrums Haus Schlesien, die Geschichte, die Aufgaben und Ziele des Gastgeberhauses vor. Insbesondere die umfangreiche Spezialbibliothek, die Ausstellungstätigkeit sowie die Kooperationsprojekte mit polnischen Institutionen beeindruckten die Tagungsteilnehmer.

Dr. Ulrich Schmilewski bot in seinem Beitrag einen Überblick über den etwas anderen Nachlassbestand der Stiftung Kulturwerk Schlesien aus Würzburg, deren Geschäftsführer er ist. Und zwar beschrieb er den 685 Fragebogen umfassenden Fundus „Schöpferische Kräfte Schlesiens“. Die von schlesischen Kulturschaffenden zwischen 1955 und 1974 ausgefüllten Fragebogen gelten heute als zu hinterfragende Ego-Dokumente. Sie sind in einem Forschungsprojekt ergänzt und ausgewertet worden, wobei es vor allem um Fragen der Selbstdarstellung und der Integration kulturell tätiger Schlesier der „zweiten Reihe“ ging.

Schauplatz des zweiten Begegnungstages war das Archiv für christlich-demokratische Politik in der Konrad-Adenauer-Stiftung mit Sitz in Sankt Augustin. In dieser Einrichtung sind über 1000 Personalbestände vorhanden, darunter auch von zahlreichen schlesischen Politikern. Bei der Besichtigung des Archivs hob Konrad Kühne einige aussagekräftige Überlieferungsbeispiele anhand der Akten hervor. Informiert wurde auch über die Präsentation der digitalen Aufbereitung der Findmittel, die es dem Benutzer erlauben, sich schon vor dem Besuch gezielt vorzubereiten. Bei einem Rundgang durch das vor allem visuell interessante Plakatarchiv erfuhren die Tagungsteilnehmer von Hans-Jürgen Klegraf Details zu den Sammlungsaufgaben und Beständen. Wie andere Archive auch bietet dieses ein reiches Betätigungsfeld und ist für forschende Wissenschaftler und die interessierte Öffentlichkeit zugänglich.

Schlesische Geschichte wird heute in



Deutschland, Polen und Tschechien als Teil der eigenen Geschichte empfunden. Die Wissenschaftler der Historischen Kommission für Schlesien kooperieren mit zahlreichen Institutionen in den östlichen Nachbarländern, sie unterstützen neben deutschen auch polnische und tschechische Forschungsvorhaben. Vor allem wird der direkte Austausch mit den Fachleuten in diesen Ländern zu allen Bereichen der schlesischen Geschichte gepflegt. Man

ist bemüht, das kulturelle Erbe als Teil der gemeinsamen Geschichte von Deutschen und ihren Nachbarn im Osten anzunehmen und als Chance für einen fruchtbaren Dialog und eine konstruktive Zusammenarbeit mit Polen und Tschechien zu nutzen. Die Vertreter verstehen sich daher auch als Vermittler zwischen Ost und West, zwischen Institutionen und Einzelinitiativen, zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit.

(KK)

## Wie Kant seine Königsberger Klopse aß

Ausstellung zu Essen und Trinken, Identität und Integration der Deutschen des östlichen Europa in München

93 Prozent aller Deutschen kennen Königsberger Klopse, wie in der Ausstellung „Kann Spuren von Heimat enthalten – Essen und Trinken, Identität und Integration der Deutschen des östlichen Europa“ im Haus des Deutschen Ostens in München (HDO) zu erfahren ist. Sind es aber die echten Königsberger Klopse, die bei uns auf den Speisekarten von Restaurants und Kantinen stehen? Manche ostdeutschen Gerichte haben sich dem Geschmack der Mittel- und Westdeutschen angepasst, sich sozusagen integriert. Denn was heute im Allgemeinen an Königsberger Klopfen angeboten wird, hat mit dem Original wenig gemein. Am Wohnort von Immanuel Kant gab es natürlich keinen Reis, er war es gewohnt, das beliebte Gericht mit dem Löffel zu essen, denn die leichten und fl - ckigen Fleischbällchen mit den Kartoffeln schwammen in einer Kapernsoße und die Herstellung in der Küche konnte Stunden dauern, damit die süßsaure Mischung erzielt wurde.

Eine Kartoffel zielt die Einladung für die Ausstellung, über die Emilia Müller, bayerische Arbeits- und Sozialministerin, verantwortlich auch für Familie und Integration,

die Schirmherrschaft übernommen hat. Ihr für die Fragen der Heimatvertriebenen zuständige Abteilungsleiter Ministerialdirigent Eugen Turi dankte daher in ihrem Namen bei der Ausstellungseröffnung dem HDO-



*Schon die Titel reden gleichsam Fraktur: Blick in die Ausstellung*

Bilder: Susanne Habel

Direktor Professor Andreas Otto Weber, seiner Stellvertreterin Brigitte Steinert und Patricia Erkenberg, die in die Ausstellung einführte, für die überaus gelungene Präsentation von Geschirr, Speisen, handgeschriebenen Rezepten, Kochbüchern, Getränken und die vielen Informationen, die auf designergerechten Stellwänden die kulinarischen Besonderheiten der jeweiligen Vertreibungsgebiete vorstellen. Essen und Trinken vermitteln Heimat und Geborgenheit.

„Das schmeckt ja wie zu Hause“ ist heute ein gern gehörtes Kompliment. Zu den zahlreichen Leihgebern gehören die Firmen Rügenwalder Mühle, Unilever und Schwermer mit ihrem Marzipan, das heute auch in Kaliningrad verkauft wird. Nicht zu vergessen sind die Karlsbader Oblaten. Der aus Königsberg stammende, nun in München ansässige Verlag Gräfe und Unzer bietet derzeit 300 Koch-Titel an. Einkaufswagen in Supermärkten stammen von der sudetendeutschen Familie Wanzl.

Die Ausstellung ist vierfach gegliedert: 1. Ankunft der Vertriebenen in der Knappheit und der Spätaussiedler im Überfluss; 2. Im Supermarkt, deutsche Firmen, die wieder gegründet, und Produkte, die wieder hergestellt wurden; 3. Die Bedeutung der eigenen Küche für die Vertriebenen; 4. Hinweis auf die Gaststätte im HDO, die bereits seit langem für Vertriebene und Einheimische ost- und südosteuropäisch-deutsche Gerichte anbietet.

„Nicht nur Elche, Pferde und Kartoffeln“ hieß es bei den Infos über Ostpreußen, „Land des Segens“ stand für Siebenbürgen, oder „Schmelztiegel“ für die Bukowina. Nicht vergessen wurden das Schlesische Himmelreich, von „Knödeln und Gurken“ sowie Liwanzen war bei Böhmen und Mähren die Rede, von Goldwasser und Schirdewan bei Danzig.

Manche Essgewohnheiten der Vertriebenen lösten bei den Einheimischen Misstrauen und Spott aus. In Norddeutschland,



*Prost und Mahlzeit: Text allein wäre recht trocken*

wo man kaum Pilze kannte, waren die Neuankömmlinge die „Pilzsammler“, im Volksmund gab es „Knoblauchsiedlungen“ und „Knödelviertel“. Im Laufe der Zeit wurden aber gerade solche Zutaten auch bei Skeptikern beliebt.

Die Ausstellung ist bis zum 31. März 2017 Am Lilienberg 5 geöffnet. Das HDO-Journal 15/2016 geht ausführlich auf die Ausstellung ein. Ein künftiges Kochbuch des HDO soll Familienrezepte aus allen Regionen Ost- und Südosteuropas enthalten.

Die HDO-Ausstellung des Jahres 2015, „Mitgenommen – Heimat in Dingen“ wurde auf Tafeln zur Wanderausstellung, war auch in Ungarn und wird für eine tschechische Version bearbeitet, die nach Aussig gehen wird.

*Norbert Matern (KK)*

# BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

## **Wissen stiften**

### *Kulturstiftung Westpreußen*

Zu den kulturellen Einrichtungen, die sich am bundesweiten Tag der Stiftungen (1. Oktober) der Öffentlichkeit präsentierten, gehört auch die Kulturstiftung Westpreußen. Im Rahmen eines „Stiftungscafés“ im Vortragsraum des Westpreußischen Landesmuseums (WLM) wurden Einblicke in die Struktur, Aufgaben und Ziele geboten. Auf dem Programm standen originelle Führungen durch das Museum, Kurzreferate der Gremienmitglieder und der rege Dialog mit den Besuchern.

Mit dem Pressegespräch wollte man – so Professor Dr. Erik Fischer, Vorsitzender des Stiftungsvorstandes – einmal mehr vermitteln, wer genau sich hinter diesem Namen verbirgt. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer an der Bundesversammlung der Landsmannschaft Westpreußen bekamen zwar einen jährlichen Bericht, der über Vorstandssitzungen sowie über Vorgänge und Arbeiten im Westpreußischen Landesmuseum und seiner institutionellen Außenstelle (dem Museum in Krockow) Auskunft gab. Aber eine konkrete Beschreibung der Organisation sowie frei zugängliche schriftliche Informationen gab es lange Zeit nicht.

„Die ein wenig nebulöse Existenz und die Vermutung, dass die Kulturstiftung irgendetwas mit den beiden Museen zu tun haben müsse, verdeckten weitgehend die Tatsache, dass die Stiftung einen breiten, keineswegs auf die Museumsarbeit eingeschränkten Aufgabenbereich zu bewältigen hat. Sie bemüht sich nachdrücklich um die Förderung von Kunst und Kultur, indem sie materielles Kulturgut aus dem Land an der unteren Weichsel sammelt, erhält, inventarisiert und erforscht“, erklärte Professor Dr. Fischer.

Die Kulturstiftung betreibt das Westpreußische Landesmuseum, das ebenso wie das Haus in Krockow vornehmlich von der Bundesrepublik Deutschland gefördert wird. Darüber hinaus

sammelt und erschließt sie auch immaterielles Kulturgut und hat sowohl die Westpreußen-Bibliothek als auch das westpreußische Bild-Archiv in ihrer Obhut. Diese Bereiche haben übrigens neben dem Kultur- und Dokumentationszentrum Westpreußen (dem späteren WLM) schon seit 1975 stets eigenständige Tätigkeitsfelder ausgemacht.

Auch wenn alle Akteure eng miteinander kooperieren, sollten die jeweiligen Tätigkeitsfelder der Kulturstiftung, des Westpreußischen Landesmuseums sowie des Kulturreferats deutlich voneinander unterschieden werden. „Dies gelingt allerdings kaum, weil in der Außenperspektive alles, was im Museum geschieht, auch dieser Institution unmittelbar zugerechnet wird. Die Veranstaltung hat deshalb nicht zuletzt die Aufgabe, die Kulturstiftung als eigenständige Kraft in der Öffentlichkeit bekannter zu machen“, betonte Professor Fischer.

Die Veranstaltung am Stiftungstag umfasste neben dem informativen Pressegespräch auch Spezialführungen durch die Dauerausstellung des Westpreußischen Landesmuseums. Es handelte sich um die Schwerpunkte „Westpreußen in acht Objekten“ von Professor Dr. Erik Fischer und „Geheimnisvolles Westpreußen: Acht Fragen, auf die wir keine Antworten wissen“ von Alexander Kleinschrodt. Eine Buchvorstellung mit anschließender Führung unter dem Motto „Silberschmiedearbeiten im unteren Weichsel-Land“ von Dr. Jutta Reisinger-Weber rundete das Programm ab.

An Informationsständen präsentierten sich u. a. das Museum der Partnerstiftung in Krockow/Krokowa (bei Danzig) und die neu gestaltete Monatszeitschrift „Der Westpreuße“.

D. G. (KK)

## **Versehrtes Kleinod**

*Lisaweta von Zitzewitz (Redaktion): Karzniczka/Karstnitz. Schlösser und Gärten in der Wojewod-*

*schaft Pommern. Heft 1. Hrsg. von der Stiftung Europäische Akademie Kütz–Kulice, 96 Seiten. Bezugsadresse: Freundeskreis Schlösser und Gärten der Mark, Voßstraße 22, 10117 Berlin, Telefon 030 / 88 41 22 66, oder unter [www.freundeskreis-schloesser-mark.de](http://www.freundeskreis-schloesser-mark.de) oder über [akademiakulice@pro.onet.pl](mailto:akademiakulice@pro.onet.pl). 12 Euro (zzgl. Versandkosten)*

In Pommern hatte es sich eingebürgert, dass fast jedes Gutshaus, das als Stammsitz einer adligen Familie diente, als Schloss bezeichnet wurde. Jedes Dorf war stolz auf „sein Schloss“, auch wenn es noch so klein war. Wirkliche Prachtbauten sind allerdings an einer Hand abzuzählen, je weiter man nach Osten kommt. Das Wasserschloss Karstnitz, gelegen etwa 17 Kilometer nordöstlich der Kreisstadt Stolp, gehörte zu den herrschaftlichen Häusern, die über die Grenzen Hinterpommerns hinaus Beachtung fanden. Im Januar 1937 schmückte eine Ansicht des Schlosses in Deutsch-Karstnitz die Titelseite des „Deutschen Adelsblattes“. Das Schloss befand sich von 1686 bis 1945 im Besitz der alten pommerschen Adelsfamilie von Puttkamer. Die recht prosaische Beschreibung von vor fast 80 Jahren lässt die herrliche Lage und die Größe des Anwesens erahnen.

Das Gutshaus war ursprünglich auf einer künstlichen Insel errichtet worden, die von einem Wassergraben umgeben ist. Wie üblich wurden das Wohnhaus und die angrenzenden Gebäude mehrfach umgebaut. Auch Anbauten wurden notwendig, weil sich die Bedürfnisse der Bewohner änderten oder ihr gesellschaftlicher Aufstieg ein ansehnlicheres Haus erforderte. Das eigentliche repräsentative Schloss ist erst Anfang des 19. Jahrhunderts unter Georg Henning von Puttkamer (1727–1814) und vor allem unter seinem Sohn Wilhelm von Puttkamer (1782–1858) und seiner Ehefrau Wilhelmine Louise von Thulemeyer (1793–1877) entstanden. Es erregte immer wieder Bewunderung, faszinierte Besucher und war ein beliebtes Motiv für Fotografen und Künstler, u. a. gibt es mehrere Zeichnungen von Rudolf Hardow (1878–1946), der mit seinem umfangreichen Zeichenwerk aus dem Bereich Stolp und aus anderen Regionen eine einzigartige Dokumentation Hinterpommerns hinterlassen hat. Die nachfolgenden Generationen der Puttkamers haben das Schloss bis 1945 erhalten können.

Inzwischen ist ein verheerender Krieg über das Land gegangen. Wo einst Deutsche lebten, haben nun Polen ihre neue Heimat, und sie nennen Karstnitz jetzt Karzniczka. Im März 1945 besetzten sowjetische Truppen Karstnitz. Das Schloss wurde geplündert, aber nicht zerstört. Das Haus, später Eigentum des polnischen Staates, beherbergte zunächst eine Landwirtschaftsschule, später eine landwirtschaftliche Beratungsstelle. Nach der Wende 1990 übernahmen verschiedene Investoren das Anwesen; es wurde aber nur wenig getan, um das Gebäude zu sanieren und einer neuen Nutzung zuzuführen. In der Nacht vom 3. zum 4. November 2009 zerstörte ein Feuer – ausgelöst wohl durch Brandstiftung – das Schloss.

Was wird die Zukunft für das einst stolze Anwesen der Puttkamers bringen? Glücklicherweise ist 1964 laut Beschluss des Denkmalamtes der Wojewodschaft in Köslin das Schloss mit Park und Wassergraben in das Denkmalregister eingetragen worden. Nach dem Brand wollte der damalige Eigentümer die Streichung des Schlosses aus dem Denkmalregister erreichen. Der Minister für Kultur und nationales Erbe lehnte dies im Hinblick auf den großen historischen Wert und die architektonische Bedeutung der Schloss- und Parkanlagen mit dem Wassergraben jedoch ab. Wie das Schloss einst war, lässt sich aus einer Fotodokumentation mit Außen- und Innenansichten rekonstruieren, die das Denkmalschutzamt der Wojewodschaft Pommern in Danzig, Delegatur Stolp, besitzt.

Seit kurzem gibt es zudem eine in deutscher und polnischer Sprache verfasste Monografie über die Eigentümer, die Baugeschichte und über die Parkanlagen von Schloss Karstnitz mit zahlreichen historischen und gegenwärtigen Fotografien sowie mit Urmesstischblättern und Grundrissen des Schlossbaus. Mehrere Fotos präsentieren frühere Besitzer, andere lassen einen Blick in Wohnräume zu, und Aufnahmen von Familienfeiern zeigen die Ausstattung des herrschaftlichen Ballsaals. Herausgegeben wurde die Dokumentation mit Unterstützung des Vereins zur Förderung der deutsch-polnischen Zusammenarbeit e. V. und des Freundeskreises Schlösser und Gärten der Mark. Die Verfasserinnen Katarzyna Bartosiewicz und Lisaweta von Zitzewitz konnten für ihre Recherchen u. a. Eberhard von Puttkamer, den ältesten Sohn des letzten Schlossbesitzers von Karstnitz, zu sei-

nen Erinnerungen an sein Vaterhaus befragen. Mit Schloss Karstnitz wird eine Reihe von Monografien fortgesetzt, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, auf Schlösser und Parkanlagen im Osten hinzuweisen. In der Reihe der Schlössermonografien zu Hinterpommern sind bisher ausschließlich Dokumentationen über Anwesen in der Wojewodschaft Westpommern erschienen. Mit der Monografie über Karstnitz wird die neue Serie „Schlösser und Gärten in der Wojewodschaft Pommern“ gestartet. Die Wojewodschaft Pommern umfasst den östlichen Teil Hinterpommerns, die historische Landschaft Pommerellen sowie Teile von Ost- und Westpreußen einschließlich Danzig.

Es bleibt zu wünschen, dass die Monografie über Schloss Karstnitz, die auch ein umfangreiches Quellenverzeichnis enthält, dazu anregt, über einen Wiederaufbau des Schlosses nachzudenken.

*Elsbeth Vahlefeld (KK)*

## **Literarische Entzauberung**

*Artur Böpple (Hg.): Das (hoch-)gelobte Land. Literaturblätter der Deutschen aus Russland. Almanach 2015/16. Anthea Verlag, Berlin, 320 Seiten, Abbildungen, 14,90 Euro*

Seit 1995 wird in fast regelmäßiger Folge vom Literaturkreis der Deutschen aus Russland eine Anthologie herausgegeben. Werke von mehr als zwanzig Autoren und Autorinnen sind diesmal versammelt – darunter bekannte Namen wie Eleonora Hummel, Elena Seifert, Agnes Gossen, Artur Rosenstern oder Andreas Peters, ebenso wie einige beachtenswerte Neuentdeckungen. Mit dabei sind Literaturschaffende, die als Erwachsene oder als Kinder nach Deutschland gekommen sind, und mittlerweile auch solche, die hier geboren wurden.

„Das (hoch-)gelobte Land“ lautet bezeichnenderweise der Titel dieser Sammlung. Er verweist darauf, dass die Menschen im Zuge ihrer Auswanderung nach Deutschland so manche Illusion über die neue Heimat gehegt

haben, die sich nach der Ankunft recht bald in Luft aufgelöst hat. Der rote VW-Käfer auf dem Umschlag, als eine Reminiszenz an die bundesrepublikanische Ära und ein Symbol für „das Deutsche an sich“, deutet mitsamt seiner Spiegelung ebenfalls das Andocken an dieses verzaubert-entzauberte Land an.

Herausgekommen ist eine abwechslungsreiche Mischung aus Lyrik und Prosa in deutscher Sprache, nebst einem Interview mit dem 2015 verstorbenen Schriftsteller Anatoli Steiger und einer Rezension des Märchens „Fäustlinge auf Wanderschaft“ von Nadja Runde. Eine weitere Rubrik nennt sich „Erinnerungen, Zeitzeugenberichte und Texte zur Integration“. Diese Aufzeichnungen behandeln Fragen nach Abschied und Ankunft oder setzen sich mit der wechselvollen Geschichte der Volksgruppe auseinander. Es ist nach wie vor wichtig, diesem Diskurs seinen angemessenen Raum zu geben, da es bis in die späten 80-er Jahre in der Sowjetunion keine Möglichkeiten gab, zensurfrei über Themen wie Deportation oder die im Zweiten Weltkrieg erlittenen Greuel zu berichten. Es ist nicht weiter erstaunlich, dass auch außerhalb der Zeitzeugenberichte viele Texte im Wesentlichen um Identität, die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit oder die Wahrnehmung des eigenen Fremdseins in der hiesigen Gesellschaft kreisen.

Umso bemerkenswerter ist es, dass einige Beiträge des vorliegenden Jahrbuchs sich vollständig von solchen Inhalten lösen und sich anderen, allgemeineren Sujets zuwenden. Könnte das ein Zeichen dafür sein, dass die Russlanddeutschen endlich angekommen sind? Wie weit gehen sie in dieser Gesellschaft auf und was ist ihnen geblieben von dem Land, in dem sie viele Generationen lang gelebt haben?

Ungeachtet der Aussagekraft und Wandlungsfähigkeit ihrer Arbeiten finden russlanddeutsche Autoren im deutschen Literaturbetrieb leider noch zu wenig Beachtung. Gleich im ersten Beitrag der Anthologie setzt sich Eleonora Hummel deshalb mit der Wahrnehmung russlanddeutscher Literatur in der hiesigen Öffentlichkeit auseinander.

Die Bilder im Innenteil des Buches stammen von zwei Künstlern, dem in Kaarst lebenden Nikolaus Rode und Reiner Graner aus Rheinbach.

*(KK)*

## Unwiederbringliches, Unwiderrufliche

„Als ich nach Weimar in die Pension kam ...“. *Aus Briefen und Erinnerungen von Agnes Miegel über ihre Zeit im Mädchenpensionat 1894–1896.* Hrsg. von Jens Riederer und Marianne Kopp. 1. Aufl. ge 2015, Agnes-Miegel-Gesellschaft e.V., Bad Nenndorf

Die Agnes-Miegel-Gesellschaft e. V. (AMG) ist eine Gruppe tapferer und tüchtiger Leute, die unter schweren Bedingungen das Werk der ostpreußischen Dichterin Agnes Miegel (1879–1964) betreuen und das Andenken an die „Mutter Ostpreußen“, wie sie von ihren Landsleuten nach der Vertreibung liebevoll genannt wurde, pflegen

Die AMG überraschte ihre Mitglieder mit dieser besonderen Jahresgabe 2013–2015. Wer etwas über Agnes Miegels Jugendjahre in Weimar erfahren will, wird bestens informiert. Ausführlich und vor allem authentisch wird dargelegt, wie und warum die junge Agnes in die Weimarer Pension Koch kam, die „als ein qualitätsvolles Beispiel“ für die damaligen Mädchenpensionate bezeichnet wird.

Agnes Miegel empfand diese zwei Jahre als eine prägende Zeit. Sie erhielt entscheidende geistige Anregungen durch den Unterricht in deutscher Literatur, in Englisch und Französisch wie auch in Handarbeit und Sport. Sie erlebte Weimar als Stadt der klassischen Bildung und des Theaters und sagt später über die „Faust“-Aufführung zur Osterzeit: „Zwei Tage lang stand ich, jung unter Jugend, durchglüht von der Gewalt des größten Schauspiels ...“ Denn auch das war ein Geschenk Weimars an sie, das „einzigste Kind in einem Sippenkreis meist uralter Leute“, „jung unter Jugend“ zu sein. Mit einigen Kameradinnen aus der Pension ging sie innige, lebenslange Freundschaften ein.

Und „dichterische Inspiration“ führt Agnes Miegel auf Weimar zurück, einmal durch die kulturelle Atmosphäre der Goethe-Stadt, zum anderen aber auch durch die Begegnung mit der schönen Gräfin Goertz, der sie durch eine „Traumliebe“ verbunden war. „Ohne jene Frau wäre ich nie ein Dichter geworden, sicher nicht“, schreibt sie 1916. Alles das erfährt der Leser aus ihren eigenen Briefen und Selbstzeugnissen, die

die Herausgeber akribisch recherchiert haben. Jeder Ort, jeder Name wird erklärt, allein schon die Quellenangaben in fast dreihundert Anmerkungen machen das Buch zu einer Fundgrube.

Der Leser erhält zudem einen umfassenden Einblick in die Geschichte der Mädchenbildung des ausgehenden 19. Jahrhunderts, so dass die Lektüre Historikern und Pädagogen zu empfehlen ist. Der Schwerpunkt liegt auf dem Phänomen der „Pensionate“ und „Höheren Töchterschulen“, die als private Einrichtungen eine große Vielfalt aufwiesen. Struktur, Lebensweise und Erziehungsziele dieser Einrichtungen werden vorgestellt, in ihrer Akzeptanz und in der Kritik an ihnen spiegeln sich die gesellschaftliche Entwicklung und die sozialen Strukturen wider. Zudem kommt die Geschichte der Frauenbewegung zur Sprache, und gleichsam nebenbei werden berühmte Pensionatsschülerinnen erwähnt wie Marlene Dietrich, Adele Sandrock oder Leni Riefenstahl.

Während Agnes Miegel zu Lebzeiten prominent war und hoch geehrt wurde, gilt sie in den letzten Jahren als „Nazi-Dichterin“, deren Name von Straßen und Plätzen entfernt werden müsse. Die Eiferer verabsolutieren einen Punkt in Miegels Leben, den auch ihre treuen Leser bedauern: ihre Rolle im „Dritten Reich“. Ihre Mitgliedschaft in der NS-Frauenschaft und dadurch (automatisch) in der Partei ist zeitbedingt, entnazifiziert wurde sie auch, aber sie hat zwei „Führer-Gedichte“ geschrieben. Die werden nun zur Keule in der Hand derer, die nicht zur Kenntnis nehmen können oder wollen, dass die großen Ehrungen für die „Erneuerin der Ballade“ vor der NS-Zeit stattfanden und nach 1945 fortgesetzt wurden: 1911 erhielt sie den Literaturpreis des Schillerbundes, 1916 den Kleistpreis, 1924 die Ehrendoktorwürde der Universität Königsberg, 1926 den Ehrensold der Provinz Ostpreußen. 1954 wurde sie Ehrenbürgerin von Bad Nenndorf, ihrem neuen Wohnort, 1956 wurde ihr die Ehrenplakette vom Preußischen Kulturrat Berlin, 1959 der Preußenschild der Landsmannschaft Ostpreußen und 1959 der Literaturpreis der Bayerischen Akademie der Künste verliehen. Wichtiger aber ist ihr Werk, in dem keine rassistischen oder gewaltverherrlichenden Töne zu finden sind. Sie ruft immer zu Frieden, Nachbarschaft und Verständigung auf.

So war es eine Ehre und Freude für die AMG, dass Professor Dr. Wladimir Gilmanov, Germa-

nist, Philosoph und Kulturwissenschaftler von der Kant-Universität Kaliningrad/Königsberg, an den Miegel-Tagen 2016 den Festvortrag in Bad Nenndorf hielt. Es machte einen tiefen Eindruck, „dass sich hier ein hochgebildeter Wissenschaftler ernsthaft mit dem Werk der Dichterin auseinandersetzt, ohne ein einziges Mal in irgendeine politische Richtung zu schießen“, wie es im „Sommerbrief 2016“ der AMG zu lesen ist.

*Bärbel Beutner (KK)*

### **So zärtlich war Suleyken – und Masuren**

*Zum 90. Geburtstag von Siegfried Lenz*

Eine Gemeinschaftsveranstaltung des Deutschen Kulturforums östliches Europa, Potsdam, der Kulturreferentin für Ostpreußen, das historische Baltikum und die Siedlungsgebiete der Russlanddeutschen am Ostpreußischen Landesmuseum Lüneburg, der Deutsch-Polnischen Gesellschaft Hamburg und des Mahnmals St. Nikolai feiert am 27. Oktober, 19 Uhr, im Mahnmals St. Nikolai in Hamburg mit einem Themenabend den 90. Geburtstag von Siegfried Lenz.

Als Reise- und Urlaubsregion erfreut sich Masuren mit seiner bezaubernden Seen- und Waldlandschaft in Deutschland wie in Polen seit eh und je großer Beliebtheit. Die literarisch und künstlerisch vielfach verklärte Region weckt bei den einen Erinnerungen, für die anderen ist sie eine unerschöpfliche Quelle der Inspiration. Wie bei keinem anderen spielt diese Faszination im Werk des 1926 im ostpreußischen Lyck geborenen Siegfried Lenz eine Rolle.

Pointiert und prozesshaft ist die Auseinandersetzung des Autors mit der Heimat. Vom Erzählungsband „So zärtlich war Suleyken“ (1955) bis zu den Romanen „Heimatmuseum“ (1978) und „Der Überläufer“ (erschienen posthum 2016) geht es im Werk von Siegfried Lenz um seine Heimat Masuren, eine Kulturlandschaft, gefangen zwischen Reminiszenzen an ein idealisiertes Kindheitsparadies und den politischen Verstrickungen und Konflikten um die ethnische und nationale Zugehörigkeit seiner Bewohner.

Inzwischen begreift sich Masuren als Region mit einer reichen, multiethnischen Geschichte, deren Erbe unverkrampft entdeckt, diskutiert und

gelebt wird. Inwieweit dies als Grundstein für ein europäisch orientiertes Regionalbewusstsein gelten kann oder gar, wie von der Kulturgemeinschaft „Borussia“ postuliert, als eine Bereicherung für den ganzen Ostseeraum gewertet wird, diskutieren am 27. Oktober 2016 um 19 Uhr der Schriftsteller Artur Becker, der Publizist Adam Krzeminski und die Dokumentarfilmerin Ulla Lachauer. Die Texte von Siegfried Lenz liest Hartwig Zillmer. Es moderiert Andreas Kossert.

*(KK)*

### **Herrenlose „Häuser des Herrn“**

*Thementag zur Reformation in Schlesien*

Zum einem Thementag über die Reformation in Schlesien lädt das Deutsche Kulturforum östliches Europa am 2. November 2016, 18 Uhr, in die Ev. Emmauskirche am Lausitzer Platz in Berlin. Eine Anmeldung ist erforderlich.

In Schlesien setzte die Reformation früh ein und breitete sich rasch aus. Ende des 16. Jahrhunderts bekannte sich der überwiegende Teil der Bevölkerung zu den Lehren Luthers. 1526 fiel das Land als Teil der böhmischen Krone durch Erbfolge an das katholische Haus Habsburg. Im Zuge der Gegenreformation wurden bereits während des Dreißigjährigen Krieges und vor allem danach die evangelischen Bewohner drangsaliert und ihre Kirchen eingezogen und rekatholisiert. Aufgrund dieser Situation entwickelte sich, unterstützt vor allem von Schweden, im Laufe des 17. Jahrhunderts bis zur Eroberung durch Preußen in Schlesien mit Friedenskirchen, Grenz- und Zufluchtskirchen, Gnadenkirchen und Bethäusern eine spezifische evangelische Kirchenlandschaft.

Flucht und Vertreibung der Deutschen ab 1944 traf vor allem die protestantischen Kirchen. Der größte Teil der heutigen Bevölkerung ist katholisch. Viele ehemals evangelische Kirchen werden heute von katholischen Gemeinden genutzt, andere verfallen.

Der anschließend gezeigte Film „Häuser des Herrn“ von Ute Badura setzt sich anhand einiger Beispiele mit dem Schicksal dieser Kirchen nach dem Zweiten Weltkrieg auseinander.

*(KK)*

# LITERATUR UND KUNST

## Malen wie zum ersten Mal – immer wieder

Der Impressionist Ernst Kolbe ist vergessen, obwohl er zur Entwicklung einer neuen Ausdrucksweise beigetragen hat

Der Maler und Lithograph Ernst Kolbe (1876–1945) wurde vor 140 Jahren im westpreußischen Marienwerder (heute Kwidzyn) geboren. Mit seinem Werk gehört er zu jenen impressionistischen Künstlern des frühen 20. Jahrhunderts, die bis auf die bekannten Ausnahmen wie Max Liebermann, Lovis Corinth und Max Slevogt inzwischen weitgehend in Vergessenheit geraten sind. Und das, obwohl ihre künstlerischen Leistungen zu der Entwicklung einer neuen Ausdrucksweise beigetragen haben.

Auch Kolbes Arbeiten zeugen von der Synthese der naturalistischen Kunstauffassung mit einer subjektiven Empfindung welt. So sind nicht nur seine Ostseelandschaften – aber vor allem diese – in ihrer Wirkung zeitlos.

Das Westpreußische Landesmuseum von Warendorf besitzt – so der Museumsleiter Dr. Lothar Hyss – die umfangreichste Sammlung von Kolbe-Werken in Deutschland, die 50 Ölbilder, darunter auch Ölskizzen, umfasst. Immer wieder werden der Öffentlichkeit in wechselnden Sonderaus-



*So bewegt malen kann nur einer, der in seiner Kunst fest und ihrer sicher ist: Ernst Kolbe, Fischkutter in voller Fahrt (Stolpmünde)*

Bilder (auch Titel): Westpreußisches Landesmuseum Warendorf)



stellungen Arbeiten des unterschätzten Künstlers gezeigt.

Seine Jugend verlebte Ernst Kolbe auf einem Gut in der Nähe von Stargard in Pommern. Ab 1895 studierte er Malerei und Zeichnung an der Akademie der bildenden Künste in Berlin bei Julius Ehrentraut und Paul Vorgang. 1899 trat Kolbe in das Atelier des Landschaftsmalers Eugen Bracht ein, dem er 1902 als Meisterschüler nach Dresden folgte. An der dortigen Kunstakademie wurde er 1903 mit einer Goldmedaille ausgezeichnet. 1906 kehrte er nach Berlin zurück und wurde Mitglied des Vereins Berliner Künstler. Seither war er in Berlin-Steglitz selbständig künstlerisch tätig. Im Rahmen der Großen Berliner Kunstausstellung 1912 wurden Kolbes Werke in einer Einzelausstellung präsentiert.

Kolbes künstlerische Wurzeln liegen in der Tradition der deutschen Landschaftsmalerei des 19. Jahrhunderts. Seine Bilder spie-

geln zum einen den tatsächlich erlebten Landschaftsraum und lassen andererseits auch die außerhalb des Sichtbaren liegende Dimension der Natur erkennen. Auch wenn Kolbe die Ostsee aufgrund seiner Herkunft Zeit seines Lebens fasziniert und fortdauernd zu herausragenden Bildern inspiriert hat, unternahm er von Berlin aus zahlreiche Studienreisen und fing Impressionen der pommerschen Landschaft, der Tiroler Berge und der Dünen auf Sylt ein.

Kolbe ist übrigens auch als Autor von zahlreichen Lithographien, unter anderem mit Ansichten von Danzig, bekannt. Seine Entwicklung zu einer zunehmend impressionistisch-expressiveren Malweise wurde durch die Machtergreifung der Nationalsozialisten und deren „Kulturpolitik“ unterbrochen. Kolbe zog nach Bütow in Pommern und dann nach Rathenow im Havelland um, wo er 1945 starb.

(KK)

## **Natur ist keine bleibende Tatsache**

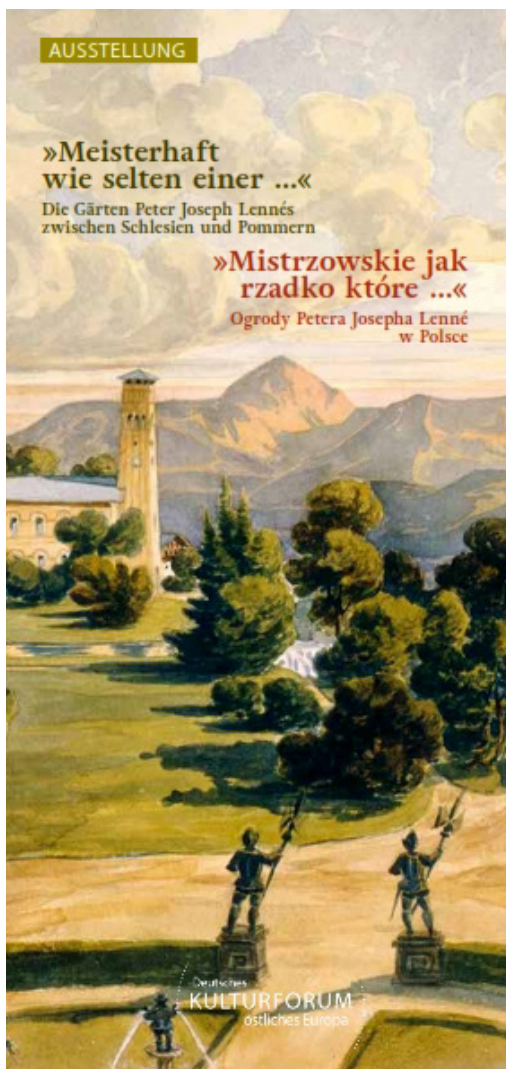
Gerade ihr Werden und Vergehen haben Gartenbauer wie Peter Joseph Lenné zu Kunst gestaltet

Vor 150 Jahren starb ein großer Gartenbaumeister, dessen Werke heute noch grünen und blühen. Peter Joseph Lenné (1789–1866), einer der bedeutendsten Landschaftsarchitekten des 19. Jahrhunderts, war maßgeblich an der Umgestaltung der Gartenanlagen in Sanssouci und im Neuen Garten in Potsdam sowie an der Konzeption der Parks von Glienicke und auf der Pfaueninsel beteiligt.

1816 trat er in preußische Dienste und war unter drei Königen tätig. Er gestaltete aber nicht nur die königlichen Gärten, sondern kümmerte sich auch um Stadtgestaltung, die Ausbildung der Gärtner, Baumschulen, Blumenzucht und Landwirtschaft. Neben

Potsdam und Berlin hat Lenné auch an vielen Orten des deutschen Ostens stilbildend gewirkt und zahlreiche die Landschaft bis heute prägende Gartendenkmale hinterlassen. Über dreißig Gartenanlagen entstanden unter Lennés Mitwirkung jenseits der Oder.

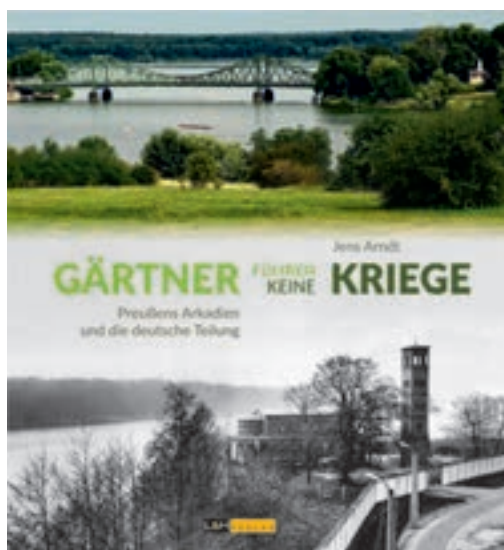
Zwei Ausstellungen widmen sich derzeit dem Gartenbaumeister. Die Ausstellung „Die Gärten Peter Joseph Lennés zwischen Schlesien und Pommern“ des Deutschen Kulturforums östliches Europa beschäftigt sich mit Lennés Gärten in den polnischen Woiwodschaften: Westpommern/Pomorze Zachodnie, Niederschlesien/Dolny Slask und Lebus/Województwo Lubuskie. So



gestaltete Lenné im Hirschberger Tal die Landschaftsgärten der Schlösser Erdmannsdorf/Mysłakowice und Schildau/Wojanów, beide damals im Besitz der preußischen Königsfamilie. Die zweisprachige Ausstellung war schon in Schloss Caputh in der Nähe von Potsdam und in Schloss Buchwald/Bukowiec in Schlesien zu sehen. Sie wird seit Ende September von der Deutschen Botschaft in Warschau gezeigt. Das Begleitbuch soll bei der Eröffnung in Bad Muskau am 4. November präsentiert werden.

Für die preußischen Königsfamilien entstand auch eine von Lennés größten Kompositionen, das „preußische Arkadien“, dem sich eine andere Ausstellung in Schloss Sacrow bei Potsdam widmet: das von ihm und teilweise von Hermann Fürst Pückler-Muskau geschaffene Gartenparadies entlang der Havel zwischen den Schlössern Glienicke, Babelsberg, Sacrow und der Stadt Potsdam. Dieses Gartenensemble war ab 1961 jahrzehntelang durch die deutsch-deutsche Grenze mit ihren Befestigungen und Todesstreifen unbetretbar und zerstört, wie die Ausstellung „Gärtner führen keine Kriege“ des Vereins Ars Sacrow e. V. zeigt.

Peter Joseph Lennés grandiose Idee der „Sichtachsen“ – von Schloss zu Schloss und auf die Havelseen – wurde dabei pervers auf den Kopf gestellt: Denn auch die DDR-Grenzer wollten „freie Sicht“, das heißt freies Sicht- und Schussfeld, um die „Republikflucht“ von DDR-Bürgern zu verhindern. Dazu wurden einst kunstvoll geschwungene Wege und Hügel weggebaggert, Parkarchitekturen abgerissen und große Flächen mit Pflanzengürtel verwüstet. Der Garten um Schloss Sacrow wurde zu einem riesigen Zwinger, in dem die



Grenzhunde für den Einsatz an der Mauer scharfgemacht wurden.

Die wundervollen Sichtbeziehungen der Kulturlandschaft rund um die Glienicker Brücke waren durch Streckmetallzäune und kahle Uferstreifen gekappt. Unter Wasser lauerten „Stalinrasen“, mit Stahlstacheln gespickte Matten oder Gitter. Mindestens neun Menschen verloren dort beim Fluchtversuch das Leben.

Kurator Jens Arndt zeigt in der Ausstellung jedoch auch, wie der fast 30 Jahre andauernden Zerstörung dieses Gesamtkunstwerkes die überraschend schnelle „Heilung“ nach dem Mauerfall folgte, die aufwendige Restaurierung der Gärten: Beeindruckende Vorher-Nachher-Bilder dokumentieren die Wiederauferstehung von „Preußens Arkadien“, das heute zum Weltkulturerbe der UNESCO zählt. Der zur Mauerzeit extrem malträtierte Park ist

heute in all seiner Schönheit erlebbar. Für den Ausstellungsbesucher wird das auch eine Zeitreise in das einstige Preußische Arkadien.

*Susanne Habel (KK)*

*Bis 13. November: Gärtner führen keine Kriege. Preußens Arkadien hinter Stacheldraht. Schloss Sacrow, Krampnitzer Straße 33, 14469 Potsdam. Begleitbuch von Jens Arndt, L & H Verlag, Potsdam, 192 Seiten, 24,80 Euro*

*Seit Ende September in der deutschen Botschaft in Warschau: Die Gärten Peter Joseph Lennés zwischen Schlesien und Pommern. Katalog: Die Gärten Peter Joseph Lennés im heutigen Polen. Eine Spurensuche jenseits von Oder und Neiße. Hrsg. Deutsches Kulturforum östliches Europa, Potsdam 2016, ca. 220 Seiten, 24,80 Euro*

## **Hat er sich aus der Welt hinaus erzählt?**

Der 200. Geburtstag von Gustav Freytag wurde kaum wahrgenommen

Der 200. Geburtstag des aus Kreuzburg in Oberschlesien stammenden Schriftstellers Gustav Freytag am 13. Juli ist im wiedervereinigten Deutschland kaum wahrgenommen worden. So trägt die Ausstellung im Spiegelsaal der Forschungsbibliothek im Gothaer Schloss Friedenstein denn auch den kaum zu widerlegenden Titel „Verehrt und vergessen“.

Gustav Freytag, ein mit seinen mehrbändigen Romanen „Soll und Haben“ (1855) und „Die Ahnen“ (1872/80) bis in die Weimarer Republik vielgelesener und hochgerühmter Autor, ist heute so gründlich vergessen, dass Ausgaben seiner Werke nur noch antiquarisch greifbar sind. In Thüringen gibt es zwischen Mühlburg und Wachsenburg den Gustav-Freytag-Weg, in Berlin-Reinicken-

dorf die Gustav-Freytag-Oberschule und in Gotha-Siebleben das Gustav-Freytag-Gymnasium. Sollte das alles sein, was noch an ihn erinnert?

Immerhin gab es, übrigens in beiden deutschen Staaten, den Versuch, diesen Autor des 19. Jahrhunderts zurückzuholen in die Gegenwart, auch wenn er nach 1945 wegen seines Antisemitismus im Roman „Soll und Haben“ gescholten wurde. Die DDR-Germanistik hat es zumindest vermocht, 1960 eine wenn auch stark gekürzte Fassung der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ (1859/67) zu edieren, obwohl ihr dabei das negative Urteil des marxistischen Literaturkritikers Franz Mehring im Wege stand, der Autor sei ein „übler Schleppenträger der Reaktion und



*Ruhm kann auch  
einsam machen,  
sogar posthum:  
Denkmal für Gustav  
Freytag im Kurpark  
Wiesbaden*

Bild: Wikimedia Commons

des Klerikalismus“ gewesen. Im Leipziger „Lexikon deutschsprachiger Schriftsteller“ (1972) wurde diese schroffe Einschätzung allerdings abgemildert und der Verfasser zum „literarischen Repräsentanten des gebildeten, wirtschaftlich aufstrebenden und begüterten Bürgertums“ erklärt. In Westdeutschland wiederum wäre es fast zu einer Renaissance des Schriftstellers gekommen: So erschien 1977 der Roman „Soll und Haben“ bei Carl Hanser in München mit einem klugen Nachwort des Literaturwissenschaftlers Hans Mayer und 1979 eine dreibändige Auswahl der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ (1152 Seiten) bei Albrecht Knaus in Hamburg, vorgenommen durch den Würzburger Historiker Heinrich Pleticha.

Es gibt noch weitere Bezugspunkte des vergessenen Oberschlesiers in Nachkriegsdeutschland, beispielsweise das 1951 gegründete Gustav-Freytag-Museum mit angeschlossenem Archiv in Wangen/Allgäu, das die Eheleute Margret und Karl Fleischer 1945 aus Kreuzburg gerettet und in Wangen wiederaufgebaut haben. Hier lagern noch rund 1000 Briefe an seine drei Verleger Salomon, Heinrich und Georg

Hirzel, die ihm nicht nur Geschäftspartner, sondern auch Freunde waren, denen er sich anvertrauen konnte. Eine dreibändige Auswahl dieser „Briefe an die Verlegerfamilie Hirzel“ ist in Berlin 1994, 1995 und 2003 erschienen. Im Dorf Siebleben bei Gotha, das 1922 in die Kreisstadt eingemeindet wurde, hatte sich Gustav Freytag, an der Breslauer Friedrich-Wilhelms-Universität habilitierter Literaturwissenschaftler, zusätzlich zu seinem 1847 erworbenen Haus in Leipzig 1851 ein Landhaus gekauft, wo er die Prosawerke schrieb, die ihn berühmt machen sollten. Im Gartenpavillon des Gustav-Freytag-Parks gibt es seit 2009 eine Gedenkstätte, in der Nähe liegen das einstige Wohnhaus des Dichters und auf dem Friedhof an der Kirche St. Helena die Grabstätte.

Im hessischen Wiesbaden hatte Gustav Freytag seit 1876 einen dritten Wohnsitz. Wiesbaden war seit 1806 Hauptstadt des Herzogtums Nassau, das im Deutschen Krieg 1866 mit dem Kaiserreich Österreich-Ungarn verbündet gewesen und deshalb vom Königreich Preußen annektiert worden war. Hier in der Kurstadt Wiesbaden wohnte der Autor, dessen erste Frau Emilie verstor-

ben war, mit seiner früheren Haushälterin Marie Kunigunde Dietrich, mit der er die Söhne Waldemar und Willibald hatte. Für diese inoffizielle Familie, von der niemand erfahren durfte, mietete er eine kleine Wohnung in der Biebricher Allee. 1879 heiratete er Marie Dietrich, allerdings erkrankte seine Frau wenige Jahre später und wurde 1884 in eine Nervenheilanstalt eingeliefert.

Im Herbst 1883 empfing Gustav Freytag in seinem Wiesbadener Haus den aus Ungarn stammenden Schauspieler und Rezitator Alexander Strakosch und seine Ehefrau Anna. Sie wollten ihm Grüße des ehemaligen Burgtheaterdirektors Heinrich Laube überbringen, der aus Sprottau in Niederschlesien stammte. Anna Strakosch begann 1884 einen Briefwechsel mit Gustav Freytag, besuchte ihn 1806 für zwei Monate in Wiesbaden und fuhr mit ihm 1887 für vier Monate nach Wien, wo ihre

Eltern lebten, sie wurde seine Vertraute und schließlich seine Geliebte. Nach ihrer Scheidung von Alexander Strakosch und seiner Scheidung 1890 von Marie, die in geistiger Umnachtung in einer psychiatrischen Anstalt lebte, heiratete er Anna 1891.

Sie brachte drei Kinder mit in die Ehe mit einem Mann, der 36 Jahre älter war. Die beiden Töchter wurden als Jüdinnen 1933 Opfer der NS-Machthaber; Hermance war etwas geschützter dadurch, dass sie mit dem nichtjüdischen Sänger Gustav Matzner verheiratet war; Mika-Maria wurde 1943 ins Konzentrationslager Theresienstadt verschleppt und 1945 von amerikanischen Truppen befreit. Sie kehrte nach Siebleben in Thüringen zurück, wo sie 1959 hochbetagt starb. Das alles kann man ausführlich nachlesen in der neuen Biografie von Bernt Ture von zur Mühlen (Göttingen 2016).

*Jörg Bernhard Bilke (KK)*

## **Goldschimmerndes Fenster zur Vorzeit**

Bernstein im Ostpreußischen Landesmuseum Lüneburg

Bernstein ist ein faszinierendes Naturprodukt, das sich der Mensch vielfältig zunutze gemacht hat. Bernstein gewährt aber auch einzigartige Einblicke in eine ferne Vergangenheit. Im Harz, das ein subtropischer Baum vor 40 bis 50 Millionen Jahren in Nordeuropa abgab, finden sich häufig kleine Tiere. Ebenso wie heute eine Fliege oder Mücke auf die gelbe, aromatische Substanz geradezu „fliegt“, so blieben auch im Frühtertiär Insekten und andere kleine Tiere buchstäblich daran kleben. Im Inneren des Harzstüpfens wurden sie konserviert.

Mindestens eine Millionen Jahre alt muss ein Harzstück werden, bevor es Bernstein genannt wird. Man nimmt heute an, dass der baltische, im Südosten des heutigen

Ostseeraums konzentrierte Bernstein in einer Zeitspanne von etwa 20 Millionen Jahren entstanden ist. So gibt es eine recht hohe Wahrscheinlichkeit, auf Einschlüsse (sogenannte Inkluden) zu treffen; etwa zehn Prozent aller Fundstücke enthalten Reste von Lebewesen. Dies sind zum größten Teil Insekten und Spinnentiere, weniger als ein Prozent nur enthalten Reste von Pflanzen, Federn, Säugetierhaare und Ähnliches. Das Staatliche Naturhistorische Museum Braunschweig zeigt in einer faszinierenden Sonderschau diese kleinen Wunderwerke der Natur vom 25. November 2016 bis zum 7. Mai 2017 im Ostpreußischen Landesmuseum Lüneburg.

*(KK)*

# Theater dorthin bringen, wo der Bernstein herkommt

Forum Baltikum – Dittchenbühne auf Ostseetournee

Das Ensemble des Elmshorner Forum Baltikum – Dittchenbühne unternahm vom 17. bis zum 27. Oktober seine 26. Ostseetournee. Die diesjährige Fahrt führte die Elmshorner nach Polen, dem Kaliningrader Gebiet, nach Litauen, Russland und Finnland. Auf dem Spielplan die aktuelle Inszenierung der Bühne: „Der Fluch des Bernsteinzimmers“.

Als sich das Ensemble der Dittchenbühne 1991 zum ersten Mal auf die Ostseetournee machte, war das ein echtes Abenteuer, bei dem niemand sagen konnte, ob die Reise nicht jäh an irgendeiner Grenze enden würde, ob Visa anerkannt würden oder ob das Gepäck nicht irgendwo hängenbleiben würde. Und in der Tat: Manche Theaterrequisiten kamen den Grenzbeamten damals verdächtig vor, und so manche Stunde stand der Theaterbus vor geschlossenen Schlagbäumen – aber letztendlich ist dann doch alles immer noch gut gegangen, von mehr oder weniger großen Verspätungen einmal abgesehen.

Heute, 26 Jahre später, ist die Tournee zwar immer noch keine Routine, doch die Probleme und die Schwierigkeiten der ersten Jahre sind glücklicherweise Geschichte. Ungebrochen aber ist das Interesse des Publikums an den Aufführungen. Dittchenbühnen-Chef Raimar Neufeldt: „Ob ‚Biberpelz‘, die ‚Weber‘, der ‚Zerbrochene Krug‘ oder der ‚Hauptmann von Köpenick‘: Unsere Stücke kommen auch in Ost- und Nordeuropa immer sehr gut an!“ Und sicherlich werde die sowohl geschichtliche als auch aktuelle Kriminalkomödie „Der Fluch des Bernsteinzimmers“ die Zuschauer erobern.

Das Besondere am Publikum der Ostseetournee: Es ist ein ausgesprochen junges Publikum, das die Vorstellungen der Elmshorner besucht – häufig Deutschschüler

und Germanistikstudenten. Neufeldt: „Die Spielstätten sind völlig unterschiedlich. Oft ist es das Audimax einer Universität. Oder es sind Einrichtungen von Minderheiten wie das Jüdische Theater in Riga. Wir haben auch schon in Wilna am Polnischen Institut gespielt oder im finnischen Rovaniemi in einer Sporthalle.“

„Der Fluch des Bernsteinzimmers“ von Raimar Neufeldt hatte am 2. September 2016 am Elmshorner Forum Baltikum – Dittchenbühne Premiere. Die Regisseurin Maria von Bismarck sprach vor der Presse über das Stück und die Inszenierung.

Nein, eine besondere Beziehung zum Bernsteinzimmer habe sie nicht, unterstreicht die Regisseurin. Aber Monate bevor die Regiearbeit am „Fluch des Bernsteinzimmers“ im Gespräch war, hatte sie eine Begegnung mit einer Frau, die ihr erklärte, dass sie ganz genau wisse, wo das Bernsteinzimmer sei. Maria von Bismarck: „Diese Idee half ihr offenbar, mit ihrer Situation besser umzugehen. Von



*Das Bernsteinzimmer auf offener Bühne:  
Regisseurin Maria von Bismaeck*

Bild: Forum Baltikum

dieser Begegnung ist auch etwas in meine Regiearbeit eingeflossen.“

Das Stück zeige letztlich die Gier der Menschen nach Schätzen und ihre Bereitschaft, dafür über Leichen zu gehen. Das Bernsteinzimmer sei ein Symbol, ein Mythos wie der Heilige Gral, nach dem ja auch noch heute geforscht wird. Das findet Maria von Bismarck spannend – und hebt hervor, dass diese Thematik in einem vielschichtigen und zugleich komödiantischen Krimi behandelt werde.

Bei ihrer Regiearbeit an der Dittchenbühne sei es ihr dementsprechend darum gegangen, den Aspekt des Bernsteinzimmers als

Symbol herauszuarbeiten, zweitens gehe es bei jeder Inszenierung darum, die Darsteller zu motivieren, zu führen, sie dahin zu bringen, Höchstleistungen auf der Bühne abzuliefern. Maria von Bismarck lobt das Stück von Dittchenbühnen-Chef Raimar Neufeldt: „Erstens macht es Spaß, sich dieses Stück anzuschauen. Zweitens gibt es einen Aktualitätsbezug, über den man sich wundern wird. Drittens handelt es sich um einen Krimi, der bis zur letzten Szene voller Spannung steckt. Und viertens ist dieser Krimi extrem komödiantisch.“ Ihr Tipp: „Am besten gleich Theaterkarten sichern!“

(KK)

## KK-NOTIZBUCH

Ein bedauerlicher **Fehler** ist wegen einer Verständnisspanne in unserem letzten Heft, KK 1372 vom 25. September, Seite 6, im Untertitel richtigzustellen: Das **Deutschordensmuseum** befindet sich nicht in Ellingen, sondern in **Bad Merгентheim**, wie der Text richtig ausführt. Infolge dieses Missverständnisses muss auch die Bildunterschrift auf Seite 23 korrigiert werden. Wir bitten unsere Leser um Nachsicht.

Den **Andreas-Gryphius-Preis** 2016 erhält mit **Jenny Schon** eine Riesengebirglerin aus Trautenau, die sich ausdrücklich zu dem Barockdichter bekennt: „Da mich schon seit jungen Jahren Andreas Gryphius' Impetus inspirierte, ehrt es mich besonders, den Literaturpreis heuer zu erhalten – im Jahr seines 400.

Geburtstages.“ Die feierliche Übergabe soll am 18. November im Gerhart-Hauptmann-Haus in Düsseldorf stattfinden

Der **Kunstpreis zur deutsch-tschechischen Verständigung** geht in diesem Jahr an den tschechischen Kulturminister **Daniel Herman** und an den Sprecher der Sudetendeutschen Landsmannschaft, **Bernd Posselt**. Der Kunstpreis wird in diesem Jahr zum 20. Mal gemeinsam vom Adalbert Stifter Verein, der Brücke/Most-Stiftung, dem Collegium Bohemicum, dem Prager Literaturhaus und dem Kunstverein pro arte vivendi vergeben. Die Verleihung findet am 12. Dezember im Rathaus von Sulzbach-Rosenberg statt, in der Mitte der Goldenen Straße zwischen Nürnberg und Prag.

(KK)

**Um postalische Irrläufer und Lieferausfälle zu vermeiden, bitten wir unsere Abonnenten, die Aktualität ihrer jeweiligen Anschrift auf unseren Sendungen zu überprüfen und uns bei Unstimmigkeiten zu benachrichtigen.**

**Dieses Heft** wurde gedruckt mit Unterstützung der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.

Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn  
Postfach 490280, 12282 Berlin  
PVSt, DPAG, Entgelt bezahlt, 58106



Herausgeber:  
Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR  
Cäsariusstraße 91  
53639 Königswinter  
Telefon (02223) 9066011/-2  
E-Mail: georgaescht@arcor.de  
Internet: www.kulturportal-west-ost.eu

Redaktion: Georg Aescht (verantwortlich)

Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften  
honorarfrei bei Quellenangabe (KK).  
Zwei Belegexemplare erbeten.  
Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf  
der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor.  
Bildabgabe leihweise auf Anforderung.  
Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet.

Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn

Herstellung:  
Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn  
Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin  
Telefon (030) 7452047, Fax (030) 7453066  
E-Mail: prepress@westkreuz.de  
Internet: www.westkreuz.de

## Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende  
KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ  
regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr  
von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung.  
Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

Meine Versandanschrift lautet:

\_\_\_\_\_  
Name

\_\_\_\_\_  
Straße/Nr.

\_\_\_\_\_  
Plz/Ort

\_\_\_\_\_  
Datum/Unterschrift

## Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der  
KULTURPOLITISCHEN  
KORRESPONDENZ  
am Herzen liegt, so geben Sie sie  
bitte auch an Bekannte und Freunde  
weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur  
im östlichen Europa – OKR ist dank-  
bar für jede Hilfe bei der Erfüllung  
ihrer selbstgestellten Aufgabe,  
ostdeutsches kulturelles Erbe be-  
wusst und europäischen kulturellen  
Austausch lebendig zu erhalten.

**Aufgrund der angespannten  
Finanzlage bitten wir um Spenden:  
Konto 175 321 02, BLZ 370 501 98, Spar-  
kasse KölnBonn  
IBAN DE86 3705 0198 0017 5321 02  
BIC COLSDE 33**

Bestellschein senden an:

**Stiftung Deutsche Kultur  
im östlichen Europa – OKR  
Cäsariusstraße 91  
53639 Königswinter**